# **25 Jahre Literaturübersetzungswettbewerb & danach**

Im *Jahresbericht 1992/93* der damaligen **Deutschen Schule Den Haag** wurde der allererste literarische Übersetzungswettbewerb mit ***Siegfried Lenz*** dargestellt. Bis heute ist die Organisation des Wettbewerbs im Wesentlichen intakt geblieben. Aus dem damaligen Jahresbericht:

****

***Dichterlesung/ Übersetzungswettbewerb - Ein literarischer Brückenschlag zum Gastland***

*Zwei Dichterlesungen von Siegfried Lenz am 1. und 2. April 1993 in der Deutschen Schule schlossen den ersten Durchgang der Veranstaltungsreihe Dichterlesung/Übersetzungswettbewerb ab. Während der Lesung am Abend des 1. April ehrte der Deutsche Botschafter, Herr Dr. K. Citron, die Sieger des Übersetzungswettbewerbs der Deutschen Schule, an dem sich Schüler/innen von über 50 niederländischen Schulen und Studenten beteiligten.*

In den 80er Jahren startete in London der Deutschlehrer Friedrich Denk mit Kollegen/innen eine solche Veranstaltungsreihe an der dortigen Deutschen Schule. Mit Begeisterung wurde die Idee in die niederländische Wirklichkeit umgesetzt. In den Niederlanden war von Anfang an ein Leseheft zum jeweiligen Autor geplant. Sponsoren stellten und stellen bis heute attraktive Preise zur Verfügung.

Jeder Wettbewerb braucht eine Jury, und die Organisation gewann eine Reihe von qualifizierten und begeisterten Jurymitgliedern. Und das ist bis heute so. Natürlich haben die Namen gewechselt. Aber die Begeisterung und der freiwillige Einsatz für die gute Sache ist geblieben!

Gab es früher nur Unterstützung und organisatorische Mitarbeit von der Bundesrepublik, heute unterstützt auch die Österreichische Botschaft den Wettbewerb kräftig, personell und finanziell, während auch die Schweizer Botschaft sich beteiligt.

Das Hauptgewicht der Organisation liegt nach wie vor bei der Deutschen Internationalen Schule Den Haag.

Die ersten 25 Jahre hat der Wettbewerb immer geklappt. Dank des Einsatzes aller Beteiligten, Personen und Organisationen. Das wird auch weiterhin der Fall sein. Der Beweis: diese Übersicht wird nach den ersten 25 Jahren nun jährlich weiter ergänzt, und zwar von der Literatur-AG von Deutsch macht Spaß.

**INHALT**

Inhoud

[**I.** **25 Jahre Literaturübersetzungswettbewerb & danach** 1](#_Toc13922396)

[**II.** **Deutsch macht Spaß mit Literatur** 3](#_Toc13922398)

[*Naturalismus (1880-1895)* 3](#_Toc13922399)

[*Frühe Moderne (1890-1925)* 3](#_Toc13922400)

[*Literatur von Weimar bis Bonn (1918-1950)* 3](#_Toc13922401)

[*Deutsch-deutsche Nachkriegsliteratur (1950-1989)* 3](#_Toc13922402)

[*Zeitgenössische Literatur (1989-heute; inkl. Wendeliteratur, Popliteratur und Slam Poetry*) 3](#_Toc13922403)

[**Naturalismus (1880-1895)** 4](#_Toc13922404)

[**Frühe Moderne (1890-1925)** 4](#_Toc13922405)

[**Literatur von Weimar bis Bonn (1918-1950)** 4](#_Toc13922406)

[**Deutsch-deutsche Nachkriegsliteratur (1950-1989)** 5](#_Toc13922410)

[**Zeitgenössische Literatur (1989-heute)** 8](#_Toc13922411)

[**Wendeliteratur** 11](#_Toc13922412)

[**Popliteratur** 13](#_Toc13922413)

[**Poetry-Slam** 15](#_Toc13922414)

[**III.** **Unterrichtsprojekte** 18](#_Toc13922415)

[**1)** **Peter Stamm – Der Brief** 18](#_Toc13922416)

[**2)** **Michael Köhlmeier - Madalyn** 27](#_Toc13922417)

[**3)** **Hanns-Josef Ortheil – Die Erfindung des Lebens** 45](#_Toc13922418)

[**4)** **Herta Müller, Das schwäbische Bad** 65](#_Toc13922419)

[**5)** **Siegfried Lenz, Der Amüsierdoktor** 67](#_Toc13922420)

[**6)** **Christa Wolf, Was bleibt** 79](#_Toc13922421)

[**7) Rolf Lappert, Pampa Blues** 85](#_Toc13922422)

[**8)** **Karin Kalisa, Sungs Laden - Roman** 98](#_Toc13922423)

# C:\Users\Kees\Documents\Documenten\VARIA\LoG\25JahreLitwettbewerb\BŸcherstapel Ausschnitt.jpg**Deutsch macht Spaß mit Literatur**

Literatur macht Spaß, ist oft auch spannend und kann heftige Emotionen hervorrufen. Das beweist die seit 1993 laufende Serie von literarischen Übersetzungswettbewerben der Deutschen Internationalen Schule Den Haag (siehe nebenstehenden Bücherstapel). Von unten nach oben sind darin alle literarischen Hauptpersonen der 25 Wettbewerbe in der richtigen zeitlichen Folge vertreten.

Im frühen Mittelalter gab es auch schon tolle Texte, nicht anders als heute. Nur: Die meisten Menschen konnten damals nicht lesen und schreiben. Das konnten fast nur die Priester, die Mönche und die Bürger. Die Priester und Mönche schrieben religiöse Texte. Die Bürger schrieben weltliche Texte wie folgende schöne Liebeserklärung “Ich bin dîn, du bist mîn“. Das Gedicht steht am Schluss eines lateinischen Liebesbriefes, der um 1180 in Süddeutschland geschrieben wurde:

*Dû bist mîn, ich bin dîn:  
des solt dû gewis sîn;  
dû bist beslozzen in mînem herzen,  
verlorn ist daz slüzzelîn:  
dû muost och immer darinne sîn.*

Es könnte genauso gut ein Text eines modernen Autors sein, oder?

In diesem Teil des Pakets geht es nicht um die komplette Literaturgeschichte. Die literarischen Entwicklungen seit dem Naturalismus betreffen auch unsere heutige Zeit, weil darin die Auseinandersetzung mit den Folgen von Industrialisierung und Großstadtelend zum ersten Mal literarisch aufgegriffen wird – deshalb startet unsere Übersicht[[1]](#footnote-1) damit.

Folgende Strömungen und Perioden kommen dran:

*Naturalismus (1880-1895)*

*Frühe Moderne (1890-1925)*

*Literatur von Weimar bis Bonn (1918-1950)*

*Deutsch-deutsche Nachkriegsliteratur (1950-1989)*

*Zeitgenössische Literatur (1989-heute; inkl. Wendeliteratur, Popliteratur und Slam Poetry*)

Schwerpunkt ist logischerweise die zeitgenössische Literatur, die Periode, worin die Wettbewerbsautoren aktiv waren und sind. Zusätzlich – und verbunden mit der literarischen Übersicht – findet man hier die Kurzbiografien dieser 25 Autoren.

## **Naturalismus (1880-1895)**

Der *Naturalismus* gibt die Wirklichkeit viel eindringlicher wieder als sämtliche vorherigen literarischen Strömungen. Das Elend, die sozialen Missstände vor allem in den Städten als Folge der Industrialisierung wird sehr direkt dargestellt. Es geht um die unverhüllte Realität. Die Sprache ist oft hart und derb, denn die Hauptpersonen waren Arbeiter. Hauptvertreter ist Gerhart Hauptmann (1862-1946). Er publizierte 1888 seine Erzählung „Bahnwärter Thiel“ mit darin die berühmte Darstellung eines vorbeirasenden Schnellzugs. Bekannt sind auch seine (heute noch gespielten) Dramen wie „Vor Sonnenaufgang“ (1889) über den alkoholbedingten Untergang einer Familie und „Die Weber“ (uraufgeführt 1893) über den auch schon von Heinrich Heine besungenen schwäbischen Weberaufstand von 1844.

## **Frühe Moderne (1890-1925)**

Nach dem Naturalismus setzen sich viele Autoren gegen den Stil des Naturalismus ab. Sie werden mit Begriffen aus der Malerei angedeutet: *Impressionisten*, *Symbolisten*, *Expressionisten* und *Dadaisten*. Ihnen geht es darum in ihrem Werk in erster Linie ihre persönlichen Gesichts-, Gehör- und Gefühlseindrücke zum Tragen kommen zu lassen. Wobei die *Dadaisten* („*dada*“ ist ein Stammellaut von kleinen Kindern) in ihrer Experimentiersucht am weitesten gehen: sie wollen durch oft assoziative Konstruktionen und provokative Anti-Kunst schockieren und sind quasi eine Vorstufe der *Slam-Poeten* von heute.

Dichter sind Rainer Maria Rilke (1875-1926) mit Gedichten wie „Der Panther“ und „Das Karussell“ und der Erzählung „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Maria Rilke“ (1912).

Auch Frank Wedekind (1864-1918) gehört mit Dramen wie „Frühlings Erwachen“ (1891) und Gedichten wie „Der Tantenmörder“ hierhin. Einer der bekanntesten Dadaisten schlieβlich ist Hans Arp (1887-1966), Bildhauer, Maler und Dichter. 1920 trat er mit den Gedichtsammlungen „Der Vogel Selbdritt“ und „Die Wolkenpumpe“ hervor.

## [Literatur von Weimar bis Bonn](http://blog.zeit.de/schueler/2012/02/21/weimarer-republikneue-sachlichkeit-1919-1932/) **(1918-1950)**

Seit dem Ende des Ersten Weltkriegs übt die Politik wieder einen grossen Einfluss aus auf die Literatur.Nach der Machtergreifung 1933 durch Hitlers Nationalsozialisten war jedoch durch die Zensur kaum noch eine kritische unabhängige Literatur möglich. Vor allem jüdische, pazifistische und marxistische Schriftsteller wurden verfolgt, ihre Bücher wurden verboten und teilweise öffentlich verbrannt. Viele flohen ins Ausland und publizierten ihre Werke dort. Diese *Exilliteratur*, die zum Beispiel bis 1940 auch in Amsterdam beim Querido-Verlag erschien, hatte vielfach politischen Charakter. Aus dem Heimweh einiger Autoren entstanden aber auch Naturgedichte und Liebeslyrik.

Vorher - zur Zeit der Weimarer Republik bis 1933 - war die literarische Landschaft aber sehr vielseitig. Zu nennen ist zum Beispiel Thomas Mann (1875-1955). Berühmt wurde er mit dem Roman „Buddenbrooks“ (1901) über eine Lübecker Patrizierfamilie. Er schrieb das Buch zusammen mit seinem gleichfalls berühmten Bruder Heinrich Mann (1871-1950). Heinrich schrieb den Roman „Professor Unrat“ (1905), über einen diktatorialen Lehrer, der heute noch viel gelesen wird und mehrmals verfilmt worden ist. Beide Brüder gingen übrigens nach 1933 ins Exil. Thomas Mann bekam später den Nobelpreis für Literatur.

Das Werk des deutschsprachigen Prager Autors [Franz Kafka (1883-1924) ist rätselhaft und](http://blog.zeit.de/schueler/2015/04/24/franz-kafka-ein-raetsel-das-immer-modern-bleibt/) fällt auch heute noch auf. So zum Beispiel die Erzählung über jemand, der morgens als groβer Käfer aufwacht: „Die Verwandlung“ (1915). Und wenn man heute von „kafkaesken“ Situationen spricht, hat das u.a. zu tun mit Kafkas Erzählung „Der Prozess“ (1912): ein Mann wird angeklagt und verurteilt; er kennt jedoch den Inhalt der Anklage nicht und findet keinen Zugang zum Gericht.

Bertolt Brecht (1898-1956) macht Eindruck mit seinem sogenannten ‚epischen Theater‘, worin er durch allerhand Tricks, sogenannte *Verfremdungseffekte* (zum Beispiel wird ein Spruchband an die Zuschauer gezeigt mit dem Aufruf: „Glotzt nicht so romantisch!“). Der Zuschauer soll nämlich nicht wegträumen, sondern darüber nachdenken, was hinter einer Story steckt. Seine Stücke werden noch viel gespielt, besonders die „Dreigroschenoper“ (1928). Auch Brecht flieht aus Deutschland, kehrt aber nach Kriegsende zurück, und zwar in die DDR, nach Ost-Berlin, wo er sein einflussreiches ‚Berliner Ensemble‘ gründet, das 1949 sein aufsehenerregendes Drama über den Krieg „Mutter Courage“ aufführt. Auch im Westen ist er hoch angesehen.

## **Deutsch-deutsche** [Nachkriegsliteratur](http://blog.zeit.de/schueler/2012/02/24/thema-nachkriegsliteratur-1945-1950/) **(1950-1989)**

Nach dem Zweiten Weltkrieg ist die Literatur gespalten, weil es dann die „Bundesrepublik Deutschland“ (BRD) und die „Deutsche Demokratische Republik“(DDR) gibt: Autoren müssen entscheiden, ob sie (wie Brecht) in der DDR oder in der Bundesrepublik leben und publizieren wollen. Brecht wählt für Ostberlin. Günter Kunert (\*1929) gehört gleichfalls zu den beliebten Autoren der DDR, wird aber auch gern gelesen in der Bundesrepublik. Das Gleiche gilt für Christa Wolf (1929-2011). Sie ist in Ost und West erfolgreich mit u.a. „Der geteilte Himmel“ (1963) und „Nachdenken über Christa T.“ (1968).

Die meisten Autoren von Rang und Namen gibt es aber im sogenannten ‚freien Westen‘, in der Bundesrepublik. Bis in die 60er Jahre steht als Thema die Nazizeit und der Zweite Weltkrieg zentral. So zum Beispiel bei Wolfgang Borchert (1921-1947) mit Kurzgeschichten wie „Das Brot“, Heinrich Böll (1917-1985) in „Wanderer, kommst du nach Spa“, Günter Grass (1927-2015) mit „Die Blechtrommel“ (1959) und „Katz und Maus“ (1961).

Seit den 70er Jahren richtete man sich auf aktuelle Themen wie Wirtschaft, Vietnamkrieg, Studentenproteste usw. Heinrich Bölls „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“ (1974) richtet sich zum Beispiel gegen die Skandalpresse. Martin Walser (\*1927) beschreibt das Scheitern seiner Helden in der modernen Gesellschaft, u.a. in „Ein fliehendes Pferd“ (1978).

|  |
| --- |
| **Autoren, die im Übersetzungswettbewerb mitgemacht haben** |
| **UWE TIMM**  \* 1940 in Hamburg. Kürschnerlehre. Freundschaft mit Benno Ohnesorg, der in der Studentenbewegung 1968 aktiv war. Studierte in München und Paris. Politisch tätig im Deutschen Studentenbund. Studierte auch Soziologie und Volkswirtschaft. Freier Schriftsteller. Lebt in München und Berlin.  ***Werke***: *Die Entdeckung der Currywurst. Rot. Am Beispiel meines Bruders. Der Freund und der Fremde. Vogelweide. Kerbels Flucht.*    **PETER HÄRTLING**  \* 1933 Chemnitz. Gegen Ende des Krieges flieht er vor der Roten Armee nach Westen. Redakteur bei verschiedenen Zeitungen. Cheflektor beim Fischer Verlag in Frankfurt am Main. Freier Schriftsteller. Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz. Wohnt in Mörfelden-Walldorf.  ***Werke*** (Themen: Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit): *Zwettl*. *Nachgetragene Liebe. Mein Roman. Ein Abend eine Nacht ein Morgen. Der wiederholte Unfall. Leben lernen. Das war der Hirbel* (Jugendbuch).  **URS WIDMER**  \* 1938 in Basel † 2014 in Zürich.. Studierte Germanistik, Romanistik und Geschichte in Basel, Montpellier und Paris. Verlagsdirektor beim Suhrkamp Verlag. Freier Schriftsteller. Dozent für neuere deutsche Literatur an der Universität Frankfurt. Lebte in Zürich.  ***Werke***: *Die Forschungsreise. Die gestohlene Schöpfung. Im Kongo. Ein Leben als Zwerg. Reise an den Rand des Universums*.  **SIEGFRIED LENZ**  \* 1926 in Lyck (Ostpreußen) - † 2014 Hamburg. Einer der bekanntesten Erzähler der Nachkriegs- und Gegenwartsliteratur. Kriegsmarine. Britische Gefangenschaft. Studium der Philosophie, Anglistik und Literaturwissenschaft an der Universität Hamburg. Redakteur *Die Welt*. Gruppe 47. Freier Schriftsteller in Hamburg. Gastprofessur in Düsseldorf.  ***Werke***: *Es waren Habichte in der Luft. Das Feuerschiff. Deutschstunde. Heimatmuseum. Arnes Nachlass. Der Überläufer*.  **MARTIN WALSER**  \* 1927 in Wasserburg am Bodensee. Soldat der Wehrmacht. Studierte Literaturwissenschaft, Geschichte und Philosophie an der Universität Tübingen. Reporter beim Süddeutschen Rundfunk. Dissertation (Tübingen) über Franz Kafka. Gruppe 47. Paulskirchenrede 1998. Typischer Vertreter der deutschen Nachkriegsliteratur (wie Heinrich Böll, Peter Handke oder Siegfried Lenz).  ***Werke***: *Ehen in Philippsburg. Halbzeit. Unser Auschwitz. Das Einhorn. Ein fliehendes Pferd. Dorle und Wolf. Die Verteidigung der Kindheit. Tod eines Kritikers.*    **JUREK BECKER**  \* 1937 in Lódz (Polen) † 1997 in Sieseby. Deutscher Schriftsteller. Drehbuchautor. DDR-Dissident. Mit den Eltern von den Nazis deportiert ins Ghetto von Lódz. Später im KZ Sachsenhausen. Lebte in Ost-Berlin. Mitglied der FDJ (Freie Deutsche Jugend). Studierte Philosophie. War aktiv als Gastprofessor. Zog 1977 in den Westen.  ***Werke***: *Jakob der Lügner. Irreführung der Behörden. Schlaflose Tage. Amanda Herzlos.* Fernsehserie *Liebling Kreuzberg*.  **HANS MAGNUS ENZENSBERGER**  \* 1929 in Kaufbeuren. Dichter. Schriftsteller. Herausgeber (u.a. der Buchreihe *Die Andere Bibliothek*). Übersetzer. Redakteur. Lebt in München-Schwabing. Studierte Literaturwissenschaft und Philosophie in Erlangen, Hamburg und Paris. Gruppe 47.  ***Werke***: Zahlreiche “Radio-Essays”. Gedichtband *Die Verteidigung der Wölfe. Kursbuch. Freisprüche. Der Untergang der Titanic. Baukasten zu einer Theorie der Medien. Rebus.*  **PETER BICHSEL**  \* 1935 in Luzern. Wuchs in Luzern und Olten auf. Primarschullehrer. Befreundet mit Max Frisch. Mitglied der Akademie der Künste in Berlin. Lebt in Bellach bei Solothurn.  ***Werke***: *Das Gästehaus. Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen.* Kolumnen in der Weltwoche.    **HERTA MÜLLER**  \* 1953 in Nitzkydorf (Rumänien). Studium der Germanistik und Rumänistik im Banat.  Übersetzerin. Lehrerin. Ausreise nach Deutschland aus politischen Gründen. Nobelpreis für Literatur (2009). Gastprofessuren in Berlin, Hamburg und Bochum.  ***Werke***: *Niederungen. Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt. Reisende auf einem Bein. Heute wäre ich mir lieber nicht begegnet. Atemschaukel.* |

## [Zeitgenössische Literatur](http://blog.zeit.de/schueler/2012/02/23/thema-zeitgenossische-literatur-ab-1950/) **(1989-heute)**

Die deutsche Literatur nach dem Fall der Berliner Mauer (1989) und der Wiedervereinigung von DDR  und Bundesrepublik 1990 ist von einer Vielzahl von Autoren und Strömungen geprägt. Die Bandbreite erstreckt sich von Thomas Brussigs (\*1965) Mauerfallsatire „Helden wie wir“ (1995) bis zu Daniel Kehlmann (\*1975) mit „Die Vermessung der Welt“ (2005), dem gröβten internationalen Erfolg seit Patrick Süskinds (\*1949) „Das Parfüm“ (1978).

Drei Autoren erhielten in dieser Zeit den Literaturnobelpreis: Günter Grass (1999), die Österreicherin Elfriede Jelinek (2004), die Rumäniendeutsche Herta Müller (2009). Damit ist die deutschsprachige Literatur nach dem Elend von Nazizeit, Zweitem Weltkrieg und deutsch-deutscher Trennung wieder voll da.

|  |
| --- |
| **Autoren, die im Übersetzungswettbewerb mitgemacht haben** |
| **LILIAN FASCHINGER**  \* 1950 in Tschöran, Kärnten. Studierte Anglistik und Geschichte an der Universität Graz. Vertragsassistentin und Lehrbeauftragte. Schriftstellerin und literarische Übersetzerin. Lebt in Wien.  ***Werke***: *Magdalena Sünderin* (Lustspiel). *Wiener Passion. Die Unzertrennlichen.*    **ALEX CAPUS**  \* 1961 in Mortagne-au-Perche, Frankreich. Schweizer Schriftsteller. Studierte Geschichte. Philosophie und Ethnologie an der Universität Basel. Journalist. Inlandredaktor Depeschenagentur Bern. Freier Schriftsteller. Lebt in Olten.  ***Werke***: *Diese verfluchte Schwerkraft. Fast ein bisschen Frühling. Reisen im Licht der Sterne. Eine Frage der Zeit. Léon und Louise.*  **MONICA CANTIENI**  \* 1965 in Thalwil. Schweizer Schriftstellerin. Arbeit als Bereichsleiterin beim Schweizer Radio und Fernsehen. Lebt in Wettingen.  **Werke**: *Hieronymus‘ Kinder. Grünschnabel. Lucia, Mädchen* (Theater).  **VEA KAISER**  \* 1988 in St. Pölten. Übersetzerin. Fremdenführerin. Studierte Klassische und Deutsche Philologie (Schwerpunkt Altgriechisch) in Wien. Kulturjournalistin in Hildesheim. Lebt in Wien.  ***Werke***: *Blasmusikpop oder Wie die Wissenschaft in die Berge kam. Makarionissi oder Die Insel der Seligen. Die Argonauten* (Theaterstück). *Rückwärtswalzer.*  **PETER STAMM**  \*1963 in Scherzingen, Kanton Thürgau/Schweiz. Kaufmännische Lehre. Buchhalter. Studium der Anglistik an der Universität Zürich. Studierte zusätzlich Psychologie und Informatik. Aufenthalte in New York, Paris und Skandinavien. Lebt seit 1990 in Winterthur. Journalist. Distanzierte Erzählweise und einfacher Stil.  ***Werke***: Roman *An einem Tag wie diesem*. Erzählsammlungen *Sieben Jahre, Wir fliegen, Blitzeis*.  **HANNS-JOSEF ORTHEIL**  \* 1951 in Köln. Studierte Kunstgeschichte in Rom, Musikwissenschaft, Philosophie und Germanistik in Mainz, Göttingen. Lebte auch in Paris, Rom. Film- und Musikjournalist. Professor für Kreatives Schreiben in Hildesheim.  ***Werke***: *Die Berlinreise* (2014). *Mozart im Inneren seiner Sprachen. Lesehunger. Ein Bücher-Menü in 12 Gängen. Schwerenöter. Die Erfindung des Lebens*.  **MICHAEL KÖHLMEIER**  \* 1949 in Hard, Vorarlberg. Studierte Politikwissenschaft und Germanistik in Marburg, Mathematik und Philosophie in Frankfurt am Main. Umfangreiches Romanwerk, auch als Hörbuch (  ***Werke***: *Spielplatz der Helden*. *Nachts um eins am Telefon* (Hörbuch). *Die Musterschüler. Calling. Trilogie der sexuellen Abhängigkeit. Madalyn.*    **JOHN VON DÜFFEL**  \* 1966 in Göttingen. Studierte Philosophie, Germanistik, Volkswirtschaftslehre. Dramaturg des Deutschen Theaters in Berlin. Filmjournalist. Theaterkritiker. Lebt in Potsdam.  ***Werke***: Erste Bühnenfassung des Romans *Buddenbrooks* (Thomas Mann). *Das Leben des Siegfried* (komödiantische Bühnenversion der Nibelungensage). *Zeit des Verschwindens. Hotel Angst*.  **THOMAS GLAVINIC**  \* 1972 in Graz. Werbetexter. Taxifahrer. Lebt in Wien.  ***Werke***: *Carl Haffners Liebe zum Unentschieden* (erster Roman, autobiografischer Bezug ). *Der Kameramörder. Wie man leben soll. Das Leben der Wünsche.*    **KATHARINA HACKER**  \* 1967 in Frankfurt am Main. Studierte Philosophie, Geschichte und Judaistik an der Universität Freiburg. Deutschleherin in Tel Aviv. Freie Autorin in Berlin.  ***Werke***: *Die Habenichtse* (Deutscher Buchpreis). *Der Bademeister. Alix, Anton und die anderen. Eine Dorfgeschichte.*  **KARIN KALISA**  \*1965. Lebt nach Stationen in Bremerhaven, Hamburg, Tôkyô und Wien seit einigen Jahren im Osten Berlins. Als Wissenschaftlerin und freie Autorin forscht sie in den Feldern asiatischer Sprachen, philosophischer Denkfiguren und ethnologischer Beschreibungen. "Sungs Laden" ist ihr Debütroman.  ***Werke:*** *Sungs Laden. Sternstunde. Radio Activity.*  **ROLF LAPPERT**  \* 21. Dezember 1958 in Zürich. Schweizer Schriftsteller. 2008 wurde er mit seinem Roman *Nach Hause schwimmen* bekannt. Nach der Schule machte er eine Ausbildung als Grafiker, begann aber bereits mit 20 Jahren zu schreiben. Er lebte eine Zeitlang in Frankreich und machte viele Reisen nach Asien, in die Karibik und in die USA. Ab 2000 wohnte er in der irischen Stadt Listowel. Seit Ende 2011 lebt er wieder in der Schweiz.  ***Werke:*** *Nach Hause schwimmen. Auf den Inseln des letzten Lichts. Über den Winter.* Jugendroman: *Pampa Blues.* |

## **Wendeliteratur**

Logischerweise zieht die ‚Wende‘, die Wiedervereinigung von DDR und Bundesrepublik, viel literarische Aufmerksamkeit auf sich. Es entsteht sogar eine regelrechte literarische Sonderströmung, die *Wendeliteratur*. Der historische Hintergrund ist bekannt: Von 1949-1989 war Deutschland zweigeteilt: die DDR im Osten, die BRD im Westen. Dazwischen eine nur mühsam überschreitbare Grenze mit der Berliner *Mauer* als Symbol. Der Protest gegen die Unfreiheit in der DDR führte schließlich zu einer Reihe von Demonstrationen. Am 9. 11. 1989 öffnete die DDR dann endlich die Mauer. Am 3.10.1990 entstand dann offiziell die wiedervereinigte *Bundesrepublik Deutschland*.

Besonders für die Bürger der früheren DDR veränderte sich dabei sehr viel. Zum Beispiel:

1. Man darf reisen, wohin man will.
2. Es gibt totale politische Freiheit.
3. Man muss viel mehr selber regeln: Arbeit suchen, Versicherungen, Einkommenssteuer usw.

Kurz: Alles was in der DDR selbstverständlich war, wurde anders. In der DDR zum Beispiel hatte jeder Arbeit und jetzt nicht mehr, wodurch die Lebenssituation sehr unsicher wurde.

Die Literatur, die auf diese Ereignisse reagiert, nenn man *Wendeliteratur*. Sie befasst sich mit der Zeit vor und nach dem Mauerfall am 9. November 1989. Es gibt in der Wendeliteratur alle möglichen Themen. Hier ein Versuch, einige der bekannteren Autoren zu rubrizieren:

*Satire und Spott*

* Thomas Brussig, “Helden wie wir” (der Ich-Erzähler behauptet, er habe ganz allein die Berliner Mauer zu Fall gebracht);
* Mikis Wesensbitter “Wir hatten ja nüscht im Osten...nich ma Spass” (Anfang des Buches: “Modern Times”; die Ich Person schreibt allerhand Nonsens an die Autoritäten, die darauf keine Antwort haben (z.B. “warum gibt es kein gutes Bier”);
* Peter Richter, “89/90”(Diese beiden Jahre, wo viele flohen, sind aufregende Zeiten für junge Leute. Da gingen die “Feten”(Partys) ab);
* Rayk Wieland, “ich schlage vor, dass wir uns küssen” . Ein Dichter, vom DDR-Geheimdienst *Stasi* (Staatssicherheit) wegen seiner Texte beobachtet, entdeckt das erst in den Jahren nach der Wende. Er recherchiert, was damals passiert ist).

*Ostalgie*

*Wut und Enttäuschung/Angst*

* Christa Wolf, „Was bleibt“; sie befürwortete während der Wende eine Reform des Sozialismus. Sie wollte also die DDR-Ideale aufrecht erhalten. Ihre Erzählung “Was bleibt” löst einen Literaturstreit aus. Sie beschreibt die Folgen einer Überwachung für das Alltagsleben: Telefonate werden abgehört; man muss deshalb notgedrungen seine Telefongespräche kodieren; auch ihre - heftig diskutierte - Arbeit für den Stasi spielt hier eine Rolle.

*Heimat DDR*

* Claudia Rüsch, “Meine freie deutsche Jugend”( eine glückliche Jugend in der DDR, vermischt mit bitteren Erfahrungen).

*Wendeliteratur* ***vor*** *der Wende*

- Christoph Hein, “Die Ritter der Tafelrunde” (Notwendigkeit einer Wende / Ende des Staates).

*Wendeliteratur* ***nach*** *der Wende*

* Clemens Meyer “Als wir träumten”( Vier Jungen, begeistert von den neuen Freiheiten, ziehen jede Nacht durch Leipzig; sie feiern, saufen, klauen und randalieren, bis sie am Ende in den Knast kommen.

*Wenderomane*

* Günter Grass, “Ein weites Feld”(Zwischen Mauerfall und Wiedervereinigung mit einem Rückblick auf die deutsche Geschichte ab 1848;
* Uwe Tellkamp, “Der Turm” (die letzten 7 Jahre der DDR. Drei Personen erzählen:

Christian, 17, will Arzt werden und hat innere Distanz zum System;

Sein Vater ist erfolgreich und auch erpressbar; er wird psychisch krank;

Meno er ist überzeugter Kommunist; er wird Lektor in einem Verlag und gibt Einblick in den Kulturbetrieb.

|  |
| --- |
| ***Wende*-Autoren, die im Übersetzungswettbewerb mitgemacht haben** |
| **CHRISTA WOLF**  \* 1929 in Landsberg an der Warthe † 2011 in Berlin. Eine der bedeutendsten Schriftstellerinnen der DDR, auch im Westen gern gelesen. Bei Kriegsende Flucht vor der Roten Armee. Studierte Germanistik in Jena und Leipzig. Freie Lektorin beim Mitteldeutschen Verlag Halle. Mitglied der Akademie der Künste der DDR. Nach der Wende umstritten wegen ihrer Verbindung zum Stasi.  ***Werke***: *Der geteilte Himmel. Moskauer Novelle. Nachdenken über Christa T. Neue Lebensansichten eines Katers. Kassandra. Was bleibt.*    **KATJA LANGE-MÜLLER**  \* 1951 in Berlin-Lichtenberg. DDR. Lehre als Schriftsetzerin. Bildredakteurin bei der Berliner Zeitung. Requisiteurin beim DDR-Fernsehen. Hilfsschwester der Berliner Charité. Studienaufenthalt in der Mongolei. Nach der Rückkehr in die DDR Lektorin im Altberliner Verlag. 1984 nach West-Berlin. Sie lebt in Berlin.  ***Werke***: *Verfrühte Tierliebe. Preußens letzte Pioniere. Böse Schafe. Drehtür.*  **MONIKA MARON**  \* 1941 in Berlin. Lebte von 1951 bis 1988 in der DDR. Debütroman „Flugasche“ durfte in der DDR nicht erscheinen (stattdessen beim Fischer Verlag); studierte Theaterwissenschaft. Fräserin in einem Flugzeugwerk bei Dresden. Regie-assistent beim Fernsehen. Reporterin Frauenzeitschrift Für Dich. Freie Schriftstellerin.  ***Werke***: *Flugasche. Pawels Briefe. Ach Glück. Zwischenspiel. Die Überläuferin.*  **WLADIMIR KAMINER**  \* 1967 in Moskau. Deutscher Schriftsteller. Muttersprache Russisch. Wehrdienst in Moskau. Toningenieur für Theater und Rundfunk. Dramaturgie. Veranstalter von Untergrundkonzerten (Moskauer Rockszene) *Russendisko*. Wohnt in Berlin, Ortsteil Prenzlauerberg.  ***Werke***: *Russendisko. Die Reise nach Tralala. Ich mache mir Sorgen, Mama. Küche totalitär - das Kochbuch des Sozialismus. Mein Leben im Schrebergarten.*  **INGO SCHULZE**  \* 1962 Dresden. Grundwehrdienst. Studierte Klassische Philologie in Jena.  Dramaturg in Altenburg. Journalist. Aufenthalt in Sankt Petersburg. Freier Schriftsteller. Wohnt in Berlin.  ***Werke***: *33 Augenblicke des Glücks. Der Brief meiner Wirtin. Würde ich nicht lesen, würde ich auch nicht schreiben. Neue Leben* (Wenderoman).    **CLEMENS MEYER**  \* 1977 in Halle an der Saale. Jugend in der Nachwendezeit in Leipzig. Studium am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Bauarbeiter. Möbelpacker. Gabelstapler-Fahrer. Gastdozent am Leipziger Literaturinstitut. Lebt in Leipzig.  ***Werke***: *Als wir träumten* (Wenderoman). *Gewalten, Ein Tagebuch. Im Stein. Die Nacht. Die Lichter.* |

## **Popliteratur**

*„Für uns ist Pop weit mehr als nur eine Abkürzung von populär, auch wenn es im Pop ein konstituierendes Interesse an populären Kulturtechniken, an Massenmedien und der Warenwelt gibt.* ***Pop heißt****, spätestens seit Andy Warhol, immer auch Fixierung auf die Gegenwart, auf das, was jetzt passiert, auf die Wirklichkeit – ohne dass man noch an eine Authentizität glaubt, die jenseits von Medien und Inszenierung zu verorten ist.*

***Pop heißt*** *Re-make und Re-model,*

***heißt*** *Zitat und Reproduktion,*

***heißt*** *Künstlichkeit und Übertreibung […]. Pop war nie ein einheitlicher Stil, nie eine klar umgrenzte Gattung, ein eindeutig bestimmbares Genre. Pop ist immer zugleich mehr und weniger als das, eine Strategie, eine Haltung, eine Attitude. Und, vor allem im Literaturbetrieb, ein Störfaktor.“*

So heißt es in Kerstin Glebas und Eckhard Schumachers Vorwort zu ***Pop seit 1964*** (Hg. von dens.

Köln: Kiepenheuer & Witsch 2007. S. 11-14, hier S. 11f).

Bei ,Popliteratur‘ geht es um Texte von Romanautoren, Lyrikern, Dramatikern der deutschen Gegenwartsliteratur seit den späten 1960er Jahren, die von Popmusik, Pop-Art und der modernen Medienkultur beeinflusst sind.“

Den Begriff kann man also von den Begriffen Pop-Art und Popmusik ableiten.

Die Popliteratur wird 1968 von Rolf Dieter Brinkmann in Deutschland eingeführt. Die von ihm zusammen mit Ralf-Rainer Rygulla 1969 herausgegebene Anthologie ***Acid. Neue amerikanische Szene*** zählt bis heute zu den wesentlichen Zeugnissen der amerikanischen *Beat Generation* der 60er und 70er Jahre des 20. Jahrhunderts.

Andere bekannte Popliteraten sind u.a. Christian Kracht mit dem Roman ***Faserland*** (1995) und Benjamin von Stuckrad-Barre mit dem Roman ***Soloalbum*** (1998).

Die **Popliteratur** bricht mit den traditionellen Literaturformen und nimmt Aspekte der Massen- und Alltagskultur in ihre Werke auf. Themen sind Gewalt, Drogen, Alkohol, Musik, Sex, Kleidung, Glamour, Party, Reisen und Adoleszenz. Die Autoren der Popliteratur beschreiben junge, moderne, gescheiterte Personen, meistens Außenseiter, die im Lauf der Geschichte eine gewisse Wandlung erleben. Die Hauptpersonen reflektieren nicht, sondern genießen den Moment, ohne über den Sinn des Lebens nachzudenken.

**Popliteratur** ist für Jugendliche leicht lesbar, denn sie ist umgangssprachlich, enthält jede Menge Anglizismen und Begriffe aus der Musik-, Mode- oder Rekamewelt. Die in den Niederlanden wohl bekannteste Popliteratur ist das Buch **“*Crazy*”** von Benjamin Lebert, in dem ein gelähmter Junge, nach einigen misslungenen Versuchen, einen regulären Schulabschluss zu machen, von seinen Eltern in ein Internat geschickt wird.

Das Buch schildert eine verunsicherte Person in der Adoleszenz. Er schafft die Schule nicht, ist aber popular und völlig im Internatsleben integriert.

Auch der **Roman “*Tschick*”** v**on Wolfgang Herrndorf** war hierzulande ein Erfolg.

Zwei Jungen machen in einem gestohlenen Auto eine Reise, ohne ein bestimmtes Ziel zu haben.

Sie erleben verschiedene Abenteuer, die sich aneinander reihen.

Im Grunde sind sie auf der Suche nach Freundschaft und Liebe.

Siehe für weitere Infos zum Thema:

<https://lektuerehilfe.de/literaturepochen/popliteratur>

<http://www.wissen.de/lexikon/popliteratur>

## **Poetry-Slam**

Ein **Poetry Slam** (*Dichterwettstreit* oder *Dichterschlacht)* ist ein **literarischer Vortragswettbewerb**, bei dem selbstgeschriebene Texte innerhalb einer bestimmten Zeit einem Publikum vorgetragen werden.

Die Zuhörer wählen anschließend den Sieger.

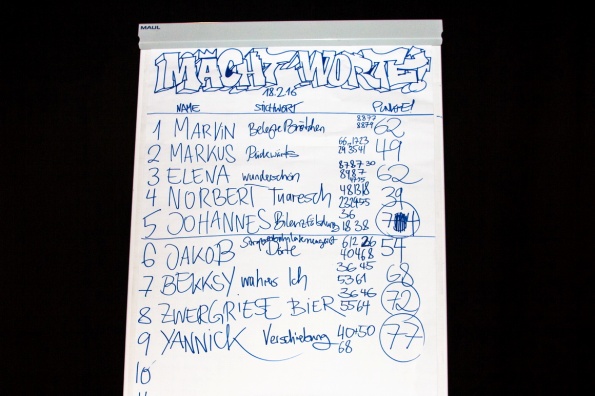
Die Veranstaltungsform entstand 1986 in Chicago und verbreitete sich in den 1990er Jahren weltweit.

Wie kam es dazu?

*Marc Smith* fand die konventionellen akademischen Literatur-Lesungen langweilig; er wollte mehr Leben und Lebendigkeit auf der Bühne: mehr Beachtung der Performance der gelesenen Texte und Einbeziehung des Publikums in den Vortrag.

Der Slammer *Boris Preckwitz* dazu: *"Die Slam-Poeten in Chicago […] trafen auf ein Publikum, das lieber Bier trinken als Gedichte hören wollte. Poets wie Marc Smith machten aus dieser Not eine Tugend, indem sie ihre Texte nicht auf der Bühne, sondern mit der nötigen Stimmgewalt an der Bar oder im Raum begannen und dem Publikum direkt auf die Pelle rückten. "*

Nach den ersten Slam-Veranstaltungen in Chicago verbreitete sich die Slam-Bewegung zunächst in den USA und in Kanada.

Nach 1994 wurden Poetry Slams in Japan, England, Schweden, Israel, den Niederlanden und auch in Deutschland bekannt. In diesen Ländern werden **jährlich** Poetry-Slam-Wettbewerbe organisiert. Sowohl regional wie national.

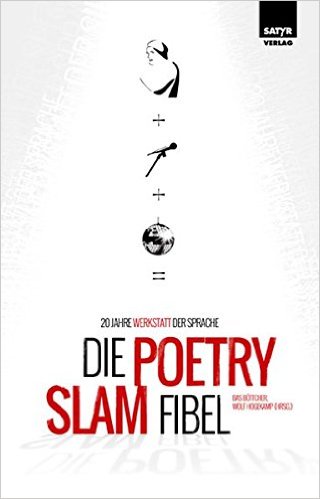
Die deutschsprachige Slam-Szene gilt nach der englischsprachigen als die zweitgrößte der Welt.

**www.macht-worte.com**

|  |
| --- |
| ***Regeln***  „Die Texte müssen selbstgeschrieben sein, der Dichter darf keine Requisiten, Kostüme oder Musikinstrumente verwenden, und wenn der Poet das Zeitlimit überschreitet, werden Punkte von seinem Stand abgezogen.“  Die Vorträge werden bei einem Poetry Slam vom Publikum direkt oder von einer Jury aus dem Publikum bewertet. |

Bekannte deutsche Slammer (eine Auswahl) sind:

* Xóchil A. Schütz - <http://xochillen.de/>
* Nora-Eugenie Gomringer - <http://nora-gomringer.de/>
* Bas Böttcher - <http://www.basboettcher.de/>

*Bas Böttcher* gilt als der erste deutsche Slam-Poet. Er gewann 1997 die ersten deutschen Poetry-Slam-Meisterschaften. Er sorgte seit den neunziger Jahren durch seine Lyrik-Performances und durch seine digitale Poesie für Aufsehen. Die Gedichte von Böttcher sind auch in Schulbüchern zu finden.

Eine schöne Übersicht findet man in "Die Poetry Slam Fibel:

20 Jahre Werkstatt der Sprache", 2015 erschienen, zusammengestellt von u.a. Bas Böttcher, Nora Gomringer und Julian Heun.

Darin sind Beiträge von Nora Gomringer, Marc-Uwe Kling, Bodo Wartke, Sebastian Krämer, Julian Heun, Theresa Hahl, Sebastian23, Patrick Salmen, Lars Ruppel, Andy Strauß, Pierre Jarawan, Volker Strübing u. v. a. zu finden.

Ein schönes Beispiel von digitaler Poesie findet man auf Böttchers Webseite:

Eine interaktive "Loopmaschine":

<http://www.basboettcher.de/?page=Looppool>

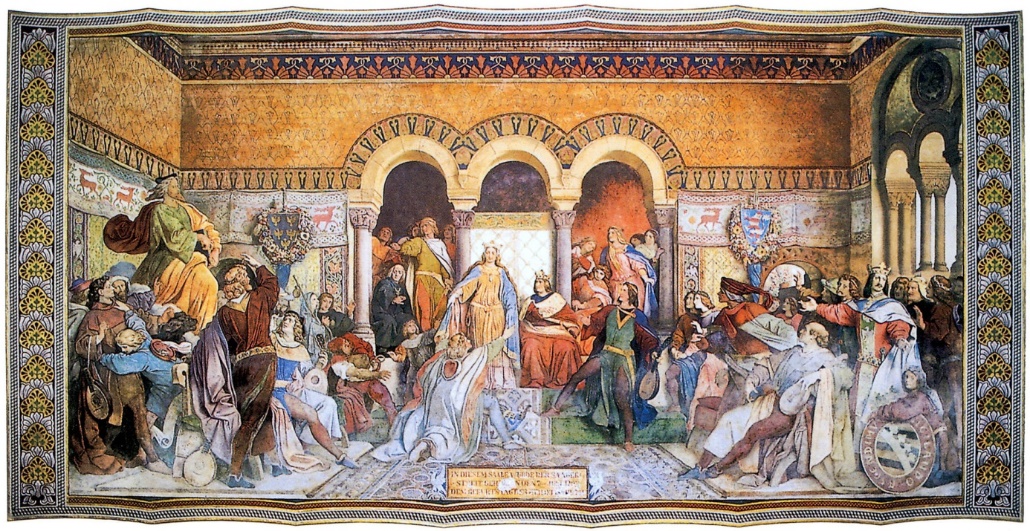
***Modern?***

Man kann Poetry-Slam als eine moderne Literaturform betrachten, aber … Dichterwettbewerbe gibt es schon sehr lange. Ein paar Beispiele:

**1797**: In diesem sogenannten *Balladenjahr* schrieben Goethe und Schiller im Wettstreit Balladen:

Goethe: *der Zauberlehrling*, Schiller: *der Handschuh.*

**14. Jahrhundert** in den Niederlanden: Städtische Gilden organisieren Literaturwettbewerbe, bei denen Redezirkel, Singspiele, Dramen und Gedichtlesungen aufgeführt werden.

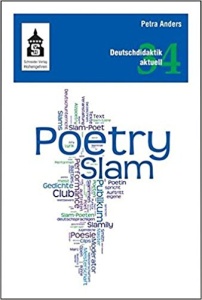
****

**Mitte 12. bis Ende 14. Jh.:** Ritter ziehen als Dichter und Sänger von Hof zu Hof und tragen in gegenseitiger Konkurrenz ihre Gedichte an Fürstenhöfen vor.

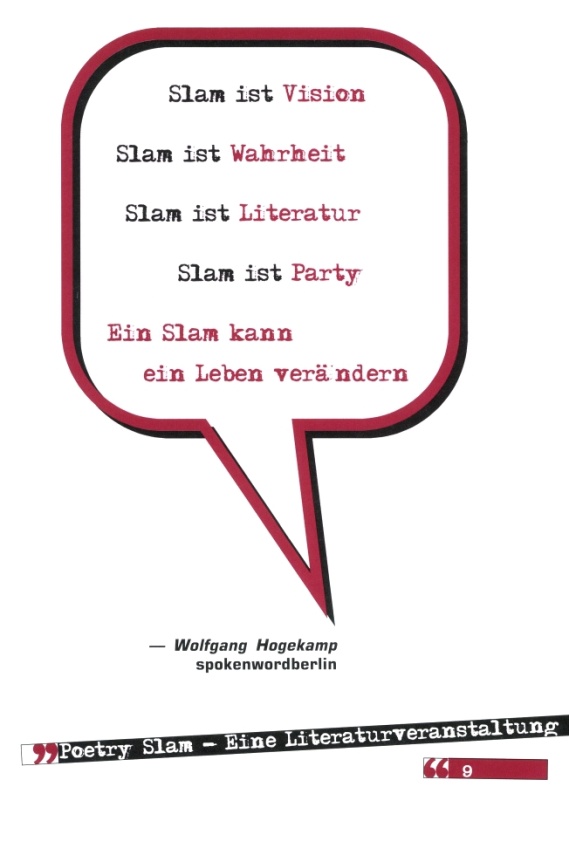
Auf der **Wartburg** in Eisenach gab es sogar einen *Sängerkrieg*.

Moritz von Schwind: *Der Sängerkrieg* (Fresko auf der Wartburg, 1855)

Und sogar bereits **700 v.Chr.** entstehen im antiken Griechenland musische Wettkämpfe (Agone), bei denen die Teilnehmenden wetteifern. Aufgabe: eine Hymne an die Gottheit singen.

***Bücher und Tipps zu Poetry Slam:***

**Buch:** Petra Anders - *Poetry Slam*

Petra Anders schreibt mit diesem Buch über die vielseitige Literaturform Poetry Slam für Schule und Hochschule:

Sie erläutert die zentralen Begriffe und Regeln, führt den Leser in die amerikanische und deutsche Geschichte des Poetry Slam ein und erklärt wesentliche Merkmale der Slam Poetry und der verfilmten Poetry Clips.

**Internet**:

<http://www.literaturtipps.de/topthema/thema/der-poetry-slam-und-die-drei-magischen-ps.html>

*Toller Tipp*:

Trage bei Google den Begriff *Poetry Slam + eine Stadt* (z.B. Groningen, Den Haag oder Berlin) ein

und staune über das Ergebnis …

# **Unterrichtsprojekte**

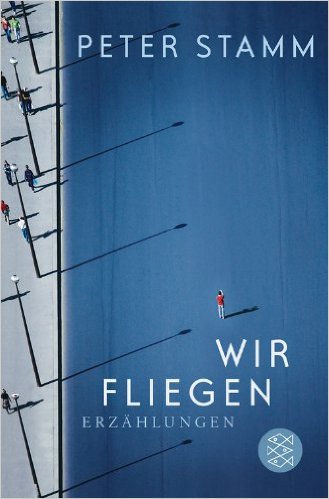
## **Peter Stamm – Der Brief**

**Peter Stamm**

**Der Brief**

Name: \_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_ Klasse: \_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_

**Vorneweg**

In dieser Unterrichtseinheit lest ihr zu zweit, in Kleingruppen oder mit der Klasse die Erzählung „Der Brief“ von Peter Stamm. Er kam im April 2016 im Rahmen des literarischen Übersetzungswettbewerbs der Deutschen Internationalen Schule Den Haag in die Niederlande. Vielleicht hat er auch in eurer Klasse gelesen?

Mit seiner Erzählung richtet er sich an SchülerInnen von 4/5/6 HAVO/VWO und 4 MAVO/VMBO-T.

Die Geschichte findet sich in:

*Peter Stamm, Wir fliegen. Erzählungen.*

*Fischer Tb. Verlag, Frankfurt am Main, 2009; Copyright Fischer Verlag, 2008.*

*ISBN 978-3-596-17803-2*

*S. 117-130*

Am Ende dieser Unterrichtseinheit habt ihr einigermaßen ein Bild davon, wie Peter Stamm schreibt, auch dank der Tatsache, dass Verlag und Autor Zustimmung für die Textscans gegeben haben.

Hier eine Übersicht der Aufgaben, so dass ihr euch besser in diesem Arbeitsheft zurechtfindet.

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| **Aufgabe** | **Seite** | **Allein/zu zweit/…** | **Machen bis** | **erledigt** |
| **Vor dem Lesen** |  |  |  |  |
| **1 Themen-Brainstorm** | 20 |  |  |  |
| **2 Was tun?** | 20 |  |  |  |
| **Während des Lesens** |  |  |  |  |
| **3 Beginn der Story** | 20 |  |  |  |
| **4 So geht’s weiter** | 21 |  |  |  |
| **5 Eva und ihr Freund** | 22 |  |  |  |
| **6 Schluss der Erzählung** | 23 |  |  |  |
| **Nach dem Lesen** |  |  |  |  |
| **7 Johannas Brief an Manfred** | 26 |  |  |  |
| **Zum Schluss** |  |  |  |  |
| **8 Peter Stamm** | 26 |  |  |  |

***Viel Lese- und Arbeitsfreude gewünscht!***

A) Vor dem Lesen

Aufgabe 1 – Themen-Brainstorm

Stellt euch vor: Ein Verwandter ist gestorben, nicht sehr jung aber auch noch nicht sehr alt. Seine Frau trauert, die beiden hatten eine glückliche Ehe, ein paar Kinder, die schon erwachsen sind, zwei Enkelkinder etc.

Einige Zeit nach dem Begräbnis will die Frau die Sachen ihres Mannes aufräumen, checken, was die Kinder behalten möchten usw. Dabei fällt aus einer Mappe ein Päckchen Briefe, sozusehen von einer Frau geschrieben. Sie wirft die Briefe nicht weg, sondern beginnt sie zu lesen …

Hättet ihr das auch getan? Warum (nicht)? Gebt Argumente für eure Antwort:

Aufgabe 2 – Was tun ?

Es sind richtig heiße Liebesbriefe – aber *nicht* die von seiner Frau aus der Zeit, dass sie sich ineinander verliebt haben. Sondern von jemand anders.

So etwas kommt vor. Oder? Nun ist der ‘Übeltäter’ schon gestorben. Aber man kann sich vorstellen, dass seine Witwe richtig wütend ist und Rache will. Also – was könnte die Frau nun tun, findet ihr?

Denkt euch einige scharfe Rache-Aktionen aus. Die sollen aber legal bleiben. Also kein Mord und Totschlag!

Notiert eure Ideen und vergleicht sie in eurer Klasse.

B Während des Lesens

Aufgabe 3 – Beginn der Story

Lest nun den Beginn der Geschichte. Füllt dabei die Personentabelle aus. Notiert alles, was ihr über die verschiedenen Personen erfahrt oder vermutet:

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Johanna | Manfred | Hedwig | Felicitas | Adrian |
|  |  |  |  |  |

Hier der Text:

**Der Brief**

In den Tagen zwischen Manfreds Tod und seinem Begräbnis warf Johanna alle seine Kleider und seine Schuhe weg. Später, das ahnte sie, würde sie es nicht mehr schaffen. Sie warf seine Toilettenartikel weg und seine Medikamente und die Lebensmittel, von denen nur er gegessen hatte, angebrochene Verpackungen, kleine Vorräte, die er sich angelegt hatte. Nach Einbruch der Dunkelheit trug Johanna die großen Müllsäcke hinaus zum Wagen. Am nächsten Tag fuhr sie zur Müllverbrennungsanlage und warf die Säcke eigenhändig in die große Grube. Es war mitten im Sommer und schon jetzt am Morgen war es heiß und der Geruch des Mülls unerträglich. Bei der Einfahrt war das Auto gewogen worden und beim Verlassen des Geländes wurde es noch einmal gewogen und aus der Differenz der beiden Gewichte wurde die Gebühr berechnet. Neunzig Kilo, sagte der Mann an der Kasse und verlangte eine Pauschale, für den Preis hätten Sie dreimal so viel bringen können. Das macht nichts, sagte Johanna und gab ihm ein Trinkgeld. Die Zeit der Trauer begann erst nach der Beerdigung.

Es dauerte Jahre, bis Johanna es schaffte, die Sachen durchzusehen, die sie nicht gleich weggeworfen hatte. Sie sortierte Manfreds Bücher, fast ausschließlich Fachbücher über Steuerrecht und Betriebsorganisation aus der Zeit seiner Ausbildung. Er war Steuerberater gewesen, seine Kunden waren vor allem Kleingewerbler, für die er die Buchhaltung führte, und Privatpersonen, denen er die Steuererklärung machte, oft, ohne sich dafür bezahlen zu lassen. Du bist zu gutmütig, hatte Johanna manchmal gesagt, aber Manfred hatte nur mit den Schultern gezuckt und gesagt, ich sehe ja, was die Leute verdienen, da geht es uns gut im Vergleich. Nach Manfreds Tod hatte Hedwig, seine langjährige Sekretärin, das Büro aufgelöst, hatte mit den Kunden Kontakt aufgenommen, ihnen Akten zurückgeschickt und andere Steuerberater empfohlen und schließlich das Mobiliar von der Firma abholen lassen, von der Manfred es erst vor wenigen Jahren gekauft hatte. In dieser ersten Zeit hatte Hedwig ein paar Mal angerufen, aber Johanna hatte nur immer gesagt, ich verstehe nichts von diesen Dingen, machen Sie, was Sie für richtig halten. Ich vermisse ihn, hatte Hedwig gesagt, und Johanna, mit einem rauen Lachen: Was denken Sie?

Johanna hatte ein schlechtes Gewissen, als sie Manfreds Schreibtisch räumte, obwohl er jetzt schon seit sieben Jahren tot war. Aber irgendwann musste sie es tun. Sie brauchte das Zimmer für Felicitas, ihre Enkelin, die manchmal für ein paar Tage bei ihr war. Bis jetzt hatte das Mädchen mit ihr im selben Bett geschlafen, im Ehebett, aber inzwischen war sie sechs und Johanna fand, Felicitas brauche ein eigenes Bett und einen Ort für ihre Sachen.

Die oberste Schublade war voller Krimskrams, der Adrian, als er noch ein Kind war, so fasziniert hatte. Manchmal hatte Manfred den Jungen auf den Schoß genommen und hatte ein Ding nach dem anderen aus der Schublade gezogen und dessen Geschichte erzählt, den Baseball der Red Sox, den er von seiner ersten Amerikareise mitgebracht hatte, das Lappenmesser, den Elefanten aus Papiermaschee, einen Rechenschieber, eine kaputte Taschenuhr. Manche der Sachen stammten aus Manfreds Jugend, von anderen wusste Johanna, woher sie kamen und was sie Manfred bedeutet hatten. Sie hielt jedes Stück lange in den Händen, sie konnte sich nicht entscheiden, was sie behalten und was sie wegwerfen sollte. Schließlich legte sie alles zurück in die Schublade und schloss sie wieder. Sie würde Adrian fragen, ob er etwas davon haben wolle. Sie selbst brauchte nichts, die Sachen machten sie nur traurig.

In der zweiten Schublade waren Hängeregister mit allen möglichen Unterlagen, Büromöbelprospekte und Versicherungsunterlagen und Gebrauchsanweisungen, veraltete Papiere ohne Erinnerungswert, die Johanna, ohne zu zögern, in den Altpapiersammler warf. In einer der Hängemappen waren ein paar Ausgaben einer Fotozeitschrift aus den siebziger Jahren. Auf einem der Titelblätter war eine schwarze Frau mit Afrolook und spitzen Brüsten. Johanna blätterte die Hefte durch. Sie war überrascht von der Harmlosigkeit der Bilder, trotzdem irritierte sie, dass Manfred die Hefte vor ihr verborgen hatte. Als sie die geleerten Hängemappen aus der Schublade hob und in einen Müllsack steckte, rutschte ein Bündel Briefe aus einer der Mappen und fiel zu Boden. Johanna hob es auf und streifte das Gummiband ab, von dem es zusammengehalten wurde. Es waren vielleicht zwanzig gleiche kleine Umschläge, mit schöner Handschrift an Manfreds Büro adressiert. Die Briefe waren innerhalb eines Jahres verschickt worden, das Datum der Poststempel lag fast dreißig Jahre zurück. Johanna zögerte, dann nahm sie einen der Briefe aus dem Umschlag und begann zu lesen.

Aufgabe 4 – So geht’s weiter

Lest jetzt bitte das nächste Fragment, und beantworte dann die Fragen a und b.

Johanna rief Hedwig an, die Sekretärin, und die beiden trafen sich in einem Cafe. Johanna erschrak, als sie Hedwig sah. Sie hatte aufgehört sich das Haar zu färben und trug Gesundheitsschuhe und eine Brille. Sie vertrage die Kontaktlinsen nicht mehr, sagte sie. Die beiden Frauen hatten sich nichts zu sagen, sie hatten sich nie etwas zu sagen gehabt. Manfreds Büro war eine Welt für sich gewesen, mit der Johanna nichts zu tun hatte. Manfred erzählte kaum je von seiner Arbeit. Wenn Johanna ihn danach fragte, winkte er ab und sagte, das Übliche. Manchmal holte sie ihn im Büro ab und bekam mit, wie er einen Kunden verabschiedete oder mit Hedwig scherzte, und dann war ihr jedes Mal, als beobachte sie einen Fremden. Er wirkte ganz anders hier als zu Hause, entschiedener und lebendiger und humorvoller. Dieser Mann hatte die Briefe bekommen, hatte die Briefe geschrieben, deren Inhalt Johanna nur erraten konnte aus den Antworten seiner Geliebten. Ich bin errötet beim Lesen deines letzten Briefes. Deine Fantasien haben mich sehr erregt. Auch ich denke oft an dich. Johanna hatte Hedwig nach der Frau fragen wollen, aber jetzt war es ihr unmöglich, sie hätte sich zu sehr geschämt. Und was konnte die Sekretärin schon wissen. Johanna konnte sich nicht vorstellen, dass Manfred sie eingeweiht hatte in sein Doppelleben. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass er überhaupt ein Doppelleben geführt hatte.

Sie ging nur noch aus Pflichtgefühl auf den Friedhof. Wenn sie früher das Grab gepflegt hatte, war ihr Manfred ganz nah gewesen. Jetzt war ihr, als sei er erst wirklich tot, als sei das Band zwischen ihnen gerissen, die Verbindung, die über den Tod hinaus bestanden hatte. Sie dachte daran, die Geliebte Manfreds ausfindig zu machen und seine Briefe von ihr zurückzuverlangen, um den Betrug ungeschehen zu machen. Aber das alles war so lange her und die Frau hatte nur mit Vornamen unterschrieben. Und was hätte es für einen Unterschied gemacht, die Spuren zu verwischen? Letztlich war es unwichtig, wer diese Monika war. Womöglich war sie eine von vielen. Johanna musste an eine von Manfreds Kundinnen denken, eine Wirtin, in deren Restaurant sie gelegentlich gegessen hatten. Sie hatte geweint auf Manfreds Beerdigung, damals hatte sich Johanna nichts dabei gedacht, jetzt wurde sie misstrauisch. Viele von Manfreds Kundinnen waren zum Begräbnis ge-kommen.

1. Was lässt sich über Johannas Verhältnis zu Manfreds Geschäft und den Menschen dort feststellen? Notiert eure Feststellungen:

\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_

1. Hat Johanna eine Idee, wer die gefundenen Briefe geschrieben hat?

Aufgabe 5 – Eva und ihr Freund

Lest bitte das folgende Fragment der Geschichte und bearbeitet die anschließenden Fragen a-c.

*[Johannas Sohn Adrian und seine Frau geben eine Grillparty in ihrem Garten. Johanna passt – wie das so geht, wenn man Großmutter ist – auf die Kinder auf und* versuchte, sie einigermaßen unter Kontrolle zu halten. Gelegentlich kamen Eltern an den Tisch und fragten, ob alles in Ordnung sei.

Eine junge Frau blieb hinter einem stillen, vielleicht zweijährigen Jungen stehen und legte ihm die Hand auf den Kopf und fragte, bist du noch nicht müde? Dann erst schien sie Johanna zu bemerken. Sie streckte ihr die Hand hin und sagte, wie geht es Ihnen, wir haben uns seit Ewigkeiten nicht gesehen. Johanna zögerte. Eva, sagte die junge Frau, ich habe die Haare früher lang getragen. Jetzt erinnerte sich Johanna. Eva hatte mit Adrian die Lehre gemacht und eine Zeitlang waren die beiden miteinander gegangen. Sie und Manfred hatten das Mädchen gemocht und waren enttäuscht gewesen, als Adrian eines Tages sagte, sie hätten sich getrennt. Er hatte keinen Grund angegeben und Johanna hatte ihn nicht danach gefragt. Natürlich, sagte sie. Und das ist Ihr Junge? Sagen Sie doch du, sagte Eva, das ist Jan. Johanna nahm die kleine Hand des Jungen in ihre. Er schaute sie mit starrem Blick an. Und wer ist dein Papa?, fragte sie. Eva sagte, sie und Jans Vater seien nicht mehr zusammen. Das tut mir leid, sagte Johanna. Eva lachte und sagte, mir nicht.

Die größeren Kinder waren aufgesprungen und zum Büffet gerannt, wo Iris das Dessert auftrug. Die kleinen folgten ihnen. Eva hatte Jan auf den Arm genommen, aber er zappelte, bis sie ihn auf den Boden stellte und er den anderen hinterherlaufen konnte. Ich glaube, die können selbst für sich sorgen, sagte Eva, wollen Sie sich nicht zu uns an den Tisch setzen?

Nach dem Dessert brachte Johanna Felicitas ins Bett. Als sie die Treppe hinunterging, sah sie Eva im Flur stehen und einen Kinderwagen schaukeln. Es hat zu regnen angefangen, sagte Eva mit gedämpfter Stimme. Ich glaube, er ist schon eingeschlafen. Soll ich das Licht löschen?, flüsterte Johanna. Nicht nötig, sagte Eva, wenn er mal schläft, weckt ihn so leicht nichts auf. Sie schaltete das Babyphon ein und stellte den Sender neben den Kinderwagen. Aber statt wieder in den Garten zu gehen, ging sie in die Küche und füllte, ohne Licht zu machen, eines der herumstehenden Sektgläser mit Wasser vom Hahn. Johanna war ihr gefolgt und sagte, warte, ich gebe dir ein frisches Glas, aber Eva hatte schon getrunken. Trotzdem nahm Johanna ein Glas aus dem Schrank und füllte es mit Wasser und stand dann etwas ratlos da, bis Eva ihr das Glas aus der Hand nahm und es auf den Tresen stellte. Ich bin furchtbar müde, sagte sie und fuhr sich mit der Hand durch das Haar, Männerprobleme. Johanna schwieg. Sie war nicht sicher, was die junge Frau von ihr erwartete. Kommt Zeit, kommt Rat, sagte sie und setzte sich an den Küchentisch. Eva lachte. Vielleicht, sagte sie. Er ist verheiratet, den Rest erspare ich Ihnen. Sag doch Du, sagte Johanna. Ich habe diese Geschichte schon so oft gehört, sagte Eva, und jetzt hat es mich selbst erwischt. Allerdings war er von Anfang an ehrlich zu mir.

Ihr Geliebter unterrichtete Deutsch wie sie. Sie hatten sich bei einer Lehrerfortbildung kennengelernt und sich sofort ineinander verliebt. Aber er hatte zwei Kinder und war nicht bereit, seine Frau zu verlassen. Er hat Angst, die Kinder zu verlieren, sagte Eva, und außerdem scheint seine Ehe intakt zu sein. Die banalste Geschichte der Welt. Johanna schwieg und Eva erzählte weiter. Ihr Freund wohne in Luzern, vielleicht sei das ein Vorteil, dass sie sich nur selten sähen. Sie träfen sich alle paar Wochen. Er besuche sie, sie wisse nicht, was er seiner Frau erzähle, und wolle es auch gar nicht wissen. Ein Wochenende lang lebten sie wie ein Ehepaar und dann gehe er wieder zu seiner Familie zurück. Eva lachte. Es ist erstaunlich, ich bin noch nicht einmal eifersüchtig auf seine Frau.

Wenn seine Ehe intakt ist, sagte Johanna, warum hat er es dann nötig fremdzugehen? Eva zuckte mit den Schultern. Findest du das unmoralisch? Johanna spürte ihr Zögern vor dem vertraulichen Du. Ich rede mir ein, es sei seine Verantwortung, sagte Eva, schließlich ist er es, der seine Frau betrügt. Meinst du, ich sollte ihm den Laufpass geben? Aber das war nicht die Frage, die Johanna interessierte. Was für ein Mensch ist er?, fragte sie. Redet er mit dir über seine Familie? Was erzählt er dir? Er ist ein ganz normaler Mann, sagte Eva, von seiner Familie erzählt er nicht viel. Mir ist das recht so, das geht mich nichts an. Ist das normal?, fragte Johanna heftiger, als sie beabsichtigt hatte. Ist das normal, dass ein Mann eine Geliebte hat? Das kann doch nicht normal sein? Im Licht, das vom Flur hereindrang, sah sie, dass Eva lächelte. Adrian hat euch nie erzählt, weshalb wir uns getrennt haben, nicht wahr?, fragte sie. Was würdest du zu seiner Frau sagen?, fragte Johanna. Was sagst du ihr, wenn sie dich anruft und dich zur Rede stellt? Ich weiß es nicht, sagte Eva. Sie schwiegen. Dann sagte Eva, ich würde ihr sagen, dass es nicht von Bedeutung ist und dass sie sich keine Sorgen machen muss.

1. Was erfährt man alles über Eva? Und was alles über ihren Freund? Füllt die Tabelle aus:

|  |  |
| --- | --- |
| Eva | Evas Freund |
|  |  |

1. Wie sieht Eva das Fremdgehen ihres Freundes? Hat sie moralische Probleme damit? Oder ist sie neidisch auf seine Frau? Notiert eure Feststellungen:

|  |  |
| --- | --- |
| Unsere Feststellungen | Was wir von Evas Ideen finden |
|  |  |

1. Auf Johannas Frage, was Eva der Frau ihres Freundes sagen würde, wenn diese sie mal auf sein Fremdgehen mit ihr ansprechen würde, antwortete sie: *ich würde ihr sagen, dass es nicht von Bedeutung ist und dass sie sich keine Sorgen machen muss*.

Findet ihr das eine auf der Hand liegende Antwort? Warum (nicht)? Notiert und vergleicht:

Aufgabe 6 – Schluss der Erzählung

Etwas später will Johanna Eva anlässlich ihres Gesprächs einen Brief schreiben. Lest bitte das Ende der Erzählung und beantwortet die Fragen a-c.

Johanna hatte den Brief bestimmt schon fünf Mal angefangen. Liebe Eva, ich habe viel über unser Gespräch nachgedacht. Ich kenne die andere Seite deines Problems, ich war selbst das Opfer eines Betrugs. Nein, dachte sie, ich war kein Opfer, ich wusste ja gar nichts davon. Mein Mann hat mich betrogen, schrieb sie, aber die Formulierung gefiel ihr nicht. Mein Mann ist fremdgegangen. Und weshalb sollte Eva sich dafür interessieren? Sie hatte ihr schreiben wollen, sie solle sich von ihrem Geliebten lösen, sie füge sich und ihm und seiner Familie Schaden zu. Aber glaubte sie das wirklich? Was, wenn sie die Briefe nicht gefunden, wenn sie sie ungelesen weggeworfen hätte? Nicht Manfred, sie selbst hatte sich Schaden zugefügt, weil sie die Dinge nicht auf sich hatte beruhen lassen. Und war es nicht letztlich ihre Schuld gewesen, dass Manfred fremdgegangen war? Irgendetwas musste ihm gefehlt haben in ihrer Beziehung. Vielleicht, und das wäre noch die tröstlichste Erklärung, war es nur das Körperliche gewesen. Ich bin errötet beim Lesen Deines Briefes. Deine Fantasien haben mich erregt. Johanna hatte ihrem Mann nie solche Sätze geschrieben. Sexualität war in ihrer Ehe eine wortlose Angelegenheit gewesen, etwas, was in der Dunkelheit geschah, ohne dass darüber gesprochen wurde. Vielleicht musste man getrennt sein von einem Mann, um ihn so zu begehren, um ihm solche Sätze zu schreiben. Sie war nie länger als ein paar Tage weg gewesen. Dann hatte sie Manfred Postkarten geschrieben, auf denen nichts stand, was nicht auch der Postbote lesen durfte.

Sie holte die Briefe der Geliebten hervor und las sie noch einmal, versuchte sie zu lesen, ohne an Manfred zu denken, als das Zeugnis einer Leidenschaft, die jedes Hindernis und jede Distanz überwand. Sie las alle durch vom Anfang bis zum Ende, dann zerknüllte sie sie und warf sie in den Müll. Zum ersten Mal seit langer Zeit dachte sie an Manfred, ohne an seine Untreue zu denken. Sie dachte an seine Lebensfreude, an seine geduldige, hilfsbereite Art und seine Selbstironie. Sie dachte an die Vertrautheit zwischen ihnen, an seine Zärtlichkeit und daran, wie sehr sie ihn vermisste. Und plötzlich war sie sich sicher, dass ihm nichts gefehlt hatte in ihrer Beziehung, dass er nicht aus einem Mangel fremdgegangen war, sondern aus jenem Überschuss an Liebe und Neugier und Bewunderung, mit dem er allem begegnet war, Kindern und Tieren, der Natur, seiner Arbeit, der ganzen Welt. Sie riss den angefangenen Brief vom Schreibblock und begann Manfred zu schreiben, schnell und ohne nachzudenken, Sätze, wie sie sie nie zuvor geschrieben hatte.

1. Unterstreicht oder markiert die wichtigsten Punkte im Schlussfragment, maximal 10, minimal 5.
2. Am Schluss heißt es: *Und plötzlich war sie sich sicher, dass ihm nichts gefehlt hatte in ihrer Beziehung, dass er nicht aus einem Mangel fremdgegangen war, sondern aus jenem Überschuss an Liebe und Neugier und Bewunderung, mit dem er allem begegnet war, Kindern und Tieren, der Natur, seiner Arbeit, der ganzen Welt.*

Was denkt ihr: Sieht Johanna das richtig?

*Ja/Nein, denn …………………………………………………………………………………………………….*

*…………………………………………………………………………………………………………………………….*

1. Was findet ihr? Kann man hier sprechen von einem ‘happy ending’?

*Ja/Nein, denn …………………………………………………………………………………………………….*

*…………………………………………………………………………………………………………………………….*

Nach dem Lesen

Aufgabe 7 – Johannas Brief an Manfred

Überlegt, was Johanna wohl in ihrem Brief an den toten Manfred schreiben kann. Notiert minimal 3 Punkte und schreibt den Brief – auf Deutsch oder eventuell auch in eurer Muttersprache.

|  |  |
| --- | --- |
| Unsere 3 Punkte | Unser Brief |
| 1.Punkt : ………………  ……………………………..  ……………………………..  2.Punkt : ………………  ……………………………..  ……………………………..  3.Punkt : ………………  ……………………………..  …………………………….. | *Mein liebster Manfred,* |

Zum Schluss

Aufgabe 8 – Peter Stamm

1. Sucht im Internet Informationen über Peter Stamm. Kopiert sie in die Tabelle, und sucht auch ein Foto dazu.
2. Checkt bitte einige Rezensionen. Man findet viele Leserkommentare auf Amazon: [http://www.amazon.de/Wir-fliegen-Erz%C3%A4hlungen-Peter-Stamm/dp/3596178037](http://www.amazon.de/Wir-fliegen-Erzählungen-Peter-Stamm/dp/3596178037). Lest einige durch. Welche positiven Punkte werden genannt, welche negativen? Notiert sie:

|  |  |
| --- | --- |
| Positive Punkte | Negative Punkte |
|  |  |

1. Jetzt wisst ihr schon einiges über Peter Stamm. Überlegt euch nun noch *drei* Fragen (über die Erzählung *oder* über die Person Peter Stamm), notiert sie hier. **Aber Achtung:** Folgende drei Fragen sind **TABU,** weil jeder Schriftsteller sie schon so oft gehört hat ...):
2. ***Warum schreiben Sie?***
3. ***Wie sind Sie zum Schreiben gekommen?***
4. ***Kann man mit „Bücher schreiben“ viel Geld verdienen?***

Jetzt ihr:

1. Frage an Peter Stamm:

\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_

2. Frage:

\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_

3. Frage:   
  
\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_

## **Michael Köhlmeier - Madalyn**

**Michael Köhlmeier**

**Madalyn**

Name: \_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_ Klasse: \_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_

In dieser Unterrichtseinheit lest ihr – individuell oder mit der Klasse - Auszüge aus dem Buch „Madalyn“ von Michael Köhlmeier. Er kam im April 2014 auf eine Lesereise in die Niederlande. Das hat zu tun mit dem jährlichen literarischen Übersetzungswettbewerb, der von der Deutschen Schule in Den Haag organisiert wird. Niederländische OberstufenschülerInnen übersetzen dieses Mal ein Fragment aus „Madalyn“.

Was den Roman betrifft:

*Madalyn Reis – ein ungewöhnlicher Vorname - hat Eltern, die sich mehr um ihre eigene Karriere als um die Nöte ihrer halbwüchsigen Tochter kümmern - aber Madalyn hat auch einen väterlichen Freund, nämlich den Schriftsteller Sebastian Lukasser, der im gleichen Haus wohnt und der ihr bei einem Fahrradunfall - Madalyn war damals 5 - hilfreich zur Seite stand. Sie vertraut ihm und erzählt ihm regelmäβig, wie es um sie steht.  
Aktuell ist Madalyn 14 und total in den gerade 16 gewordenen Moritz - er ist eine Klasse über ihr in ihrem Gymnasium - verliebt.*

**A) Aufgaben *vor* dem Lesen**

**Aufgabe 1 – Wien**

Der Roman spielt in Wien. Die Umgebung dort wird im Buch sehr präzise wiedergegeben. Es lohnt sich also, mal zu sehen, wie es dort aussieht.

1. Madalyns Schule ist ein Gymnasium, in der *Rahlgasse*. Sie lebt in der *Heumühlgasse*. Zur Schule kommt man von dort über den *Naschmarkt*, am *Café Sperl* vorbei. (S.12)

**Checkt** im Internet (z.B. auf [http://maps.google.de](http://maps.google.de/) oder mit *Google Earth*), ob die Namen tatsächlich stimmen. Und – wenn ja – wie die Umgebung dort aussieht. **Klebt** hier einige ‚Beweise‘ ein:

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
|  |  |  |

Also: *wo in Wien* lebt Madalyn und geht sie zur Schule? **Kreuzt** an:

O In einem Neubauviertel

O Im alten Zentrum von Wien

O ………………………………………….

1. Im Roman werden viele weitere Orte und Straβen genannt.

**Notiert** beim Lesen des Romans (oder der Romanfragmente in der Lesephase dieser Unterrichtseinheit) minimal drei davon und **checkt** auch die mit Google Maps oder Google Earth. **Klebt** hier wieder die ‚Beweise‘ ein:

|  |  |
| --- | --- |
|  |  |
|  | |

**Aufgabe 2 – Die Liebe …**

Vielleicht wart ihr schon mal verliebt. Oder seid es gerade. Oder werdet es in Zukunft mal sein. Was findet ihr wichtig in der Liebe? **Notiert** 5 zentrale Punkte:

*Der/Die PartnerIn …*

1. *soll …………………………………………………………………………………………………. sein.*
2. *soll ………………………………………………………………………………………………… haben.*
3. *muss ……………………………………………………………………………………………………….. .*
4. *darf nicht …………………………………………………………………………………………….. .*
5. *…………………………………………………………………………………………………………………. .*

Oft sagt man, dass *Ehrlichkeit* zueinander in der Liebe ganz wichtig ist.

Wie seht **ihr** das? **Überlegt zusammen.**

**Aufgabe 3 – Liebe ja/Liebe nein?**

Ihr findet hier zehn sogenannte SMS-Gedichte, ja – fürs Handy.

In allen geht es hier um die Liebe.

Welche sind traurig, welche fröhlich? Und welches ist das beste?

**Vergleicht** eure Antworten bitte mit den Antworten von anderen SchülerInnen.

1

Höflichkeit und Treue,  
bringt niemals Reue!

[2](http://sprueche.woxikon.de/sms/619)

Ich bin nicht glücklich,  
der Schein trügt.  
Ich habe diese Scheiße  
jahrelang im Spiegel geübt.

3

(Ich) muss dir was sagen,

es hat mit (Liebe) zu tun.

Auch wenn es (Dich) nicht interessiert,

lies das in den Klammern.

4

Verberge deine Tränen nicht hinter

deinem Lachen, es bringt dir nichts,

wenn du danach im Stillen weinst.

5

Ich würde dich jetzt gerne zudecken

und morgen mit einem Küsschen zärtlich wecken.

Beschützen werde ich dich die ganze Nacht,

bis die Sonne morgens wieder lacht

6

Zum Leben gehören schwere Entscheidungen,

eiskalte Worte, Enttäuschungen, Trauer,

Abschiede, Verzweiflung, aber zum Glück

auch wunderbare Menschen wie DU!

7

Damit Erfolg in den Kopf steigen kann,

muss da zuerst ein entsprechender

Hohlraum vorhanden sein.

8

Die wichtigsten Dinge im Leben

sollte man immer bei sich haben:

Ich frag mich nur, wie ich dich in

meine Handtasche stopfen soll?

9

Falls dein Handy geht,

siehst du, dass da ein Grüβlein steht.

Wenn nicht, kannst du vielleicht spüren,

dass irgendwoher liebe Gedanken zu dir führen.

10

Wollt nicht nerven,

wollt nicht stören,

wollt einfach nur zu dir gehören.

Fühl mich scheiße, fühl mich schlecht,

fühl mich wie der letzte Dreck.

[Quelle: <http://sprueche.woxikon.de/sms>]

|  |
| --- |
| ***Traurig*** *sind die Texte Nr. …………..*  *……………………………………………………………*  ***Fröhlich*** *sind die Texte Nr. ………..*  *…………………………………………………………..*  *Der* ***beste*** *Text: Nr. ……………………* |

**B) Nichts wie ran: Lesephase – Aufgaben *beim* Lesen**

**Aufgabe 4 – Graffiti**

Madalyns Deutschlehrerin hat ein tolles Gedicht vorgelesen. Sie sagt, es sei von Moritz Kaltenegger. Madalyn findet es toll. Sie sucht Moritz auf dem Pausenhof und verliebt sich auf der Stelle in ihn - er ist eine Klasse über ihr. Bald wird klar, dass Moritz es mit der Wahrheit nicht immer so genau nimmt. Das Gedicht ist nämlich gar nicht von ihm. Er erzählt Madalyn, dass er in Wirklichkeit Grafitti macht und zeigt ihr eins am Donaukanal:

Die Überraschung war ein Graffito, das Moritz vor ein paar Tagen erst an die Mauer auf der anderen Seite des Donau­kanals gesprüht hatte. Es füllte ein ganzes Mauersegment aus, fünf Meter hoch, sieben Meter breit, und bestand im wesentlichen aus den vier Buchstaben L, E, S und S, die blendend weiß, von schwar­zen Schatten umrahmt, den oberen Teil des Graffito bildeten. Der Hintergrund war hellblau, darunter stand *is novb* oder *is* *movd* oder *is* *morb,* das konnte Madalyn nicht eindeutig entziffern.

»Less bin ich«, sagte Moritz. »Das ist mein Nickname. Wie fin­dest du's?«

Neben dem Bild war eines, das eine comicartige Hexe zeigte, gift­grün, in einem schwarzen Kleid, die auf einem Besen an Wolken­kratzern vorbeiritt, die alle Gesichter hatten, staunende, zornige, doofe, traurige.

»Unheimlich«, sagte Madalyn. »Irgendwie unheimlich.« Aber sie meinte mehr die Hexe als die vier großen Buchstaben - die über die Mauer bis zum Gehsteig hinaufreichten, als wären sie aus dem Asphalt geronnen oder unter den Straßenbelag geschoben worden, damit sie nicht herunterfallen. Genau, so hat er es gemeint, dachte sie, jetzt verstehe ich es erst. Und das Schwarze um die Buchstaben herum waren keine Schatten, sondern Seitenansichten, nämlich so, als ob die Buchstaben wie große Klötze aus der Wand herausragten. Aber erst weiter unten wurden sie zu Klötzen, nach oben zu wurde das Schwarze schmaler, und auch Falten waren hineingesprüht worden, nämlich so, als ob die Buchstabenklötze oben zusammen­gedrückt worden wären. Jetzt verstehe ich es erst, dachte sie.

b) **Malt** dieses Graffito:

|  |
| --- |
|  |

b) Was könnte LESS bedeuten? **Denkt** euch eine gute Umschreibung aus, und **vergleicht** dann, was andere SchülerInnen sich ausgedacht haben. Welche Umschreibung gewinnt? **Notiert**:

………………………………………………………………………………………………………………………

**Aufgabe 5 – Eltern?**

Madalyns Eltern haben so ihre Probleme mit Madalyn. Wenn sie eines Abends erst sehr spät zurück ist, geht der Krach richtig los.

a) **Lest** das Fragment und **unterstreicht** alles, was Madalyns *Mutter* sagt.

Ihre Eltern waren bereits zurück. Sie waren außer sich. Ihr Vater war ein wenig betrunken. Madalyn merkte es, weil er langsamer sprach als sonst, aber mehr sprach als sonst und leiser sprach und sich verhaspelte und hauptsächlich wiederholte, was die Mutter sagte, jedenfalls am Anfang. Die Mutter war schon aus der Robe. Sie trug ein Unterkleid mit dünnen Trägern und war barfuß. Weswegen nicht stimmen konnte, was sie sagte; nämlich, dass sie drauf und dran gewesen sei, Madalyn in der Nacht draußen zu su­chen. Sie presste die Fäuste vor ihrer Brust gegeneinander, stemmte die Ellbogen nach vorne, so dass ihr Oberkörper hohl aussah und verzogen, wie in eine Feder gespannt, die gleich losschnellen würde. An den Oberarmen traten die Muskeln hervor, auf der Haut ihrer Wangen erschienen die feinen Fältchen, die untrüglich ihren Zorn anzeigten. Madalyn wusste, was bevorstand. Sie knüpfte sich die Schuhe auf, ließ sich Zeit, betrachtete die Schuhe, die sie zusammen mit ihrer Mutter in dem Schuhgeschäft neben dem Stephansdom gekauft hatte. Die Mutter schimpfte auf sie hinunter. Das würde erst der Anfang sein. Gleich würde ihr Instinkt die Stelle finden, die am meisten weh tat. Aber Madalyn hatte keine Angst. Ihre Mutter konnte sehr gemein sein. Das Gemeine wiederholte der Vater nicht, er schimpfte auch, aber mit seinen Worten, und die waren nun nicht mehr gegen Madalyn gerichtet, sondern an seine Frau, wie wenn er sagen wollte, so geht es auch, tu lieber wie ich, dann kommst du hinterher leichter wieder raus. Die Mutter sagte Sachen, die schwer zu verzeihen waren, eigentlich nur zu verzeihen waren, wenn Madalyn nicht zuhörte. Das hatte sie gelernt. Auch dies gelang ihr mit der Methode Unsinn. Sie redete im stillen Unsinn. Bewegte aber die Lippen dabei. Anders ging das nicht. Die Mutter meinte, sie mache sie nach. Weil Madalyn alles nachmachte. Darum begann die Mutter nun zu schreien. Es war ein leises Schreien. Madalyn hatte immer wieder probiert, dieses leise Schreien nachzuahmen. Das jedenfalls gelang ihr nicht. Den Vater nachzuahmen war leicht. Die Mutter nicht. Der Vater klatschte zweimal in die Hände und sagte, man könne jetzt genausogut mit dem Ganzen aufhören, das wäre im Gegenteil eine prächtige Idee, auf der Stelle aufzuhören, was sie davon hielten, es sei bisher nichts passiert, warum sich aufregen, wenn nichts passiert sei. Madalyn nestelte weiter an ihren Schuhen herum und bewegte die Lippen. Die Mutter schrie, sie solle endlich aufstehen. Der Vater sagte, für ihn sei alles erledigt, er habe sich um sie gesorgt, das dürfe er ja wohl noch, er werfe ihr allerdings vor, dass sie dem Abend einen so ärgerlichen Abschluss verpasst habe, es sei nämlich ein besonders schöner Abend gewesen. Seine Stim­me kam gegen die Stimme seiner Frau nicht an und wollte es auch nicht. Er ging Madalyn auf die Nerven und ging ihrer Mutter auf die Nerven. Wenn ich aufstehe, dachte Madalyn, wird sie mich an den Schultern schütteln. Aber ich werde nicht weinen. Nicht, weil sie auf einmal die Kraft hatte, das Weinen zu unterdrücken. Die hatte sie nicht. Es tat ihr nicht weh, wie die Mutter redete, diesmal nicht, und auch nicht, was sie sagte, diesmal nicht. Die bösen Worte und der böse Ton flogen an ihr vorbei wie schlecht gezielt. Ein biss­chen übel war ihr. Sie waren noch immer im Flur der Wohnung, Madalyn in Kniebeuge sah vor sich die Beine ihrer Eltern, die durchtrainierten Waden ihrer Mutter, die eleganten Hosenbeine und Schuhe des Vaters, und ihr war ein bisschen übel. Das hing mit der Stimme ihrer Mutter zusammen. Mit sonst nichts. Bei Musik wurde ihr auch manchmal übel. Wie soll ich das aushaken, bis ich sechzehn bin ? Wenn sie sich vor jemandem fürchtete, dann vor sich selbst. Und auch der Hals tat ihr ein bisschen weh. Der Kopf auch. Nun fasste der Vater die Mutter an den Oberarmen und schüttelte sie. Sie gehe zu weit, sagte er. Er wünsche nicht, dass jemand aus der Familie solche Sachen zu jemandem aus der Familie sage, egal wer, egal zu wem. Madalyn hatte nicht zugehört. Sie nützte die Gelegenheit, aufzustehen. Was hatte die Mutter gesagt?

»Wo warst du?« fragte der Vater, blickte ihr zum ersten Mal ins Gesicht; genaugenommen zum ersten Mal seit sehr langer Zeit.

»Ich bin spazierengegangen«, sagte sie.

Die Mutter riss sich vom Vater los, lief in die Küche und kam mit einem Plastiksack zurück. Den hielt sie sich vor den Mund. Das tat sie, wenn ihre Wut so groß war, dass sie fürchtete zu hyperventilieren. In einer friedlichen Stunde hatte Madalyn ihre Mutter einmal gefragt, wie das funktioniere. Wie kann es gut sein, in eine Tüte zu atmen, wenn man Angst hat zu ersticken ? Schon war die Mutter heiser. Auch das kannte Madalyn.

»Ich bin doch nur spazierengegangen«, sagte sie noch einmal. »Nichts weiter, nur spazieren.« Sie sprach absichtlich sehr leise. Sie wusste, ihre Mutter wollte unbedingt etwas von ihr hören. Da­mit sie etwas hatte, auf das sie einschlagen konnte. Damit sie noch heiserer würde. Und noch etwas zum Vorwerfen hätte. Für einen Augenblick herrschte Stille. Die Mutter holte mit rauher Kehle ihre eigene Atemluft aus dem Plastiksack vom *Hofer*-Supermarkt. »Ich habe es nicht ausgehalten, allein zu sein«, flüsterte Madalyn, und bevor die Mutter wieder einsetzte, sagte sie schnell: »Keine aus meiner Klasse ist so viel allein wie ich.« Und log: »Wir werden nächste Woche einen Aufsatz genau über dieses Thema schreiben.« Sie erwartete nicht, ihre Mutter zu beeindrucken.

Sie beeindruckte ihre Mutter nicht.

Ihre Mutter atmete hastig ein und aus in den Plastiksack hinein, drehte sich zur Seite und sagte: »Ich habe nie ein Kind gewollt.« Und zu ihrem Mann sagte sie: »Bestätige ihr das!«

»Dann nimm mich wieder zurück«, sagte Madalyn.

[S. 81-83]

b) Was passierte hier genau? **Notiert**, was Madalyns Mutter, Madalyns Vater und Madalyn selber *tun*:

|  |  |
| --- | --- |
| Madalyns **Mutter** |  |
| Madalyns **Vater** |  |
| **Madalyn** |  |

1. **Gebt** Madalyns Eltern eine Note für die Art und Weise, wie sie mit Madalyn umgehen. **Gebt** auch Argumente für eure zwei Noten:

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
|  | *Note* | *Argumente für die Note* |
| **Vater** |  |  |
| **Mutter** |  |  |

d) Es sieht so aus, als könnten Madalyns Eltern schon ein paar Ratschläge über Erziehung gebrauchen.

Was würdet ihr den beiden raten? Was sollten sie anders tun? **Notiert** eure Tipps:

|  |
| --- |
|  |

**Aufgabe 6 - Handyprobleme**

Madalyn bemerkt, dass Moritz mit seiner Ex Claudia immer noch Kontakt hat. Das führt zu einem Streit mit ihm. Kurz danach fehlt Moritz im Unterricht. Auf ihrem Handy sieht Madalyn, dass er sie in kurzer Zeit oft angerufen hat. Sie hatte das nicht gemerkt, will ihn zurückrufen, aber das geht nicht: ihre Karte ist leer, und sie hat kein Geld dabei. Also – was tun?

a) Wie löst Madalyn ihr Problem? **Lest** den Text und **überlegt**: Findet ihr das verständlich? Stellt euch vor, ihr hättet das gesehen – was hättet ihr getan?

[…] Er hat mich achtmal angerufen, zehnmal angerufen, jetzt einmal angerufen, ich ihn insgesamt nur zweimal, er wird es nicht mehr tun. Als wäre alles verloren, wenn sie ihn in den nächsten Minuten nicht erreichte. Dann würde sie abhauen und nie wieder nach Wien kommen, dachte sie, diesmal würde sie es tun. Es war nichts Aufregendes an diesem Gedanken, nur Leere und keine Farbe wie im Himmel vor ihrem Fenster gestern abend. Die Tür zum Direktorat stand offen. Über dem Schreibtisch lag ein Mantel. Er lag so, dass sein Futter nach auβen gedreht war. Aus der Innentasche ragte ein Stück geripptes braunes Leder. Madalyn trat ein, schob die Tür ein wenig vor, so dass sie von drauβen nicht gesehen werden konnte, und zog die Brieftasche aus dem Mantel. Darin waren etliche Scheine, sie nahm einen Zwanziger, steckte die Brieftasche zurück und war schon wieder drauβen. Niemand hatte sie gesehen. Sie rannte über die Stiege hinunter und aus der Schule hinaus. Von der Pause blieben gerade fünf Minuten. Oben auf der Mariahilferstraβe war eine Tabak-Trafik. Sie hatte Glück, sie war die einzige Kundin. Sie kaufte eine Zwanzigeurokarte. Auf der Stiege zur Rahlgasse hörte sie das Läuten, sie nahm drei Stufen auf einmal. Als sie in die Klasse trat, war ihr schwindlig, und sie rang nach Luft. Frau Prof. Petri lächelte sie an und sagte, sie wolle nach der Stunde mit ihr sprechen. Madalyn hatte vergessen, dass sie in der vierten Stunde Deutsch hatten. Die Lehrerin legte ihre Hände auf Madalyns Schultern, wie sie es gern tat, nur bei ihr tat sie das, sah ihr nah in die Augen und fragte, ob etwas nicht stimme. Ihr sei gestern nicht gut gewesen, sagte Madalyn, heute gehe es schon besser.

Sobald sie wieder Luft hatte, meldete sie sich aufs Klo. Sie habe ein bisschen Bauchweh, sagte sie leise.

Auf der Toilette gab sie die Zahlenkombination in ihr Handy ein und drückte Moritz' Nummer. Er war sofort dran. Sie wollte ihm zuvorkommen und von Anfang an einen starken tiefen Ton in die Stimme legen, damit sie nicht wieder so kindlich klinge, was sie jetzt bestimmt nicht brauchen konnte. Warum er sie gestern nicht angerufen habe, fragte sie, am Nachmittag nicht und am Abend nicht und in der Nacht nicht, und warum er nicht in der Schule sei. Sie habe ihn schlieβlich auch nicht angerufen, konterte er, und seine Stimme war härter als ihre. Auch er habe gewartet, dass sie ihn anrufe. Er habe sich gedacht, sie halte ihn für den letzten Dreck und wolle nichts mehr von ihm wissen. Er habe sich gedacht, das sei der Grund, warum sie ihn nicht anrufe, weil sie ihn für den letzten Dreck halte. Er habe sich gedacht, das ist typisch.

»Warum typisch?\* fragte sie.

»Weil du mir kein Wort geglaubt hast«, sagte er. »Du hast mir überhaupt nichts geglaubt von dem, was ich gesagt habe, ist doch wahr!«

»Ist aber nicht wahr! Ist wirklich nicht wahr«, flüsterte sie in ihre hohle Hand. Sie hatte Angst, jemand komme plötzlich zur Tür herein. »Meine Wertkarte war leer. Ich konnte nicht anrufen. Ich habe es vergessen, dir zu sagen. Sie ist schnell leer, wenn ich mit dir telefoniere, und wir haben lang telefoniert. Das ist so blöd. Da ist sofort alles weg.«

Aber jetzt rufe sie an, sagte er. Ob sie auf einmal zaubern könne oder was, Wertkartenzauber oder was. Und warum sie vorhin nicht abgenommen habe, er habe extra in der groβen Pause angerufen. Er habe heute keine Lust gehabt, in die Schule zu gehen. - Sein Ton war sehr grob. Aber das störte sie nicht. Er muss so reden, dachte sie, er ist gekrankt. Er kann nicht wissen, was war. Und wenn man gekränkt ist, redet man so. Jetzt sagte sie es ihm. Zweimal sogar sagte sie es ihm. Da war lange kein Wort mehr zwischen ihnen.

»Ich habe gedacht, du magst mich nicht«, sagte er. […]

[S. 103-104]

b) **Markiert**: richtig oder falsch?

***Madalyn …***

1 ist von Zuhause weggelaufen.

2 ist anfangs total happy.

3 hat Angst, dass Moritz sie verhauen wird, wenn sie ihn nicht anruft.

4 stiehlt in der Schule 20 Euro aus einer Brieftasche.

5 glaubt, dass niemand sie dabei sehen kann.

6 kauft eine Handy-Wertkarte für das geklaute Geld.

7 ruft gleich auf der Straβe Moritz an.

8 hat normalerweise ein schlechtes Verhältnis zu ihrer Deutschlehrerin.

9 geht mit dem Handy zur Toilette.

10 telefoniert dort mit Moritz.

***Moritz***

11 reagiert zuerst nicht auf Madalyns Anruf.

12 denkt, dass Madalyn ihm nicht glaubt.

13 hat Madalyn vorgelogen.

14 ist böse, weil Madalyn Geld geklaut hat.

15 erklärt Madalyn seine Liebe.

b) Madalyn schreibt ein Tagebuch. Natürlich beschreibt sie darin auch, was passiert ist. Was schreibt sie über ihre Reaktion auf Moritz‘ letzte Äuβerung, dass er gedacht hat: „ Madalyn mag mich nicht“ ?

**Schreibt** dieses Fragment in Madalyns Tagebuch:

|  |
| --- |
|  |

**Aufgabe 7 – Verabredung mit Moritz**

Eines Abends verabreden Madalyn und Moritz sich bei einem Haus, worin Moritz schon einige Male war und gefeiert hat. Es gehört einem Bekannten seiner Tante, sagt er. Madalyn hat ihren Eltern gesagt, dass sie zu einer Freundin geht …

a) **Lest** den Text. **Unterstreicht** alle Wörter, die die Stimmung beschreiben – positiv *und* negativ. Zum Beispiel: *nicht mehr freundlich* – und so weiter.

Und viel mehr Leute waren auf dem Weg, Radfahrer, Spaziergänger, Jogger. In der aufkommenden Dunkelheit sah das Haus nicht mehr freundlich aus. Man konnte sich mit Phantasie gut vor­stellen, dass es einmal freundlich gewesen war, das schon; jetzt war es düster und heruntergekommen. Vielleicht war Moritz an einem Abend daran vorbeigefahren oder bei Regen. Wahrscheinlich. In einer Viertelstunde war es acht. Sie spürte ihr Herz pauken.

Sie sah ihn. Sah ihn von weitem. Er kam gelaufen. Er beeilte sich. Sie stand an der Hecke gegenüber dem Eingang. Er konnte sie nicht sehen. Er war gut fünf Minuten zu früh. Nach ihrem Handy genau sieben Minuten. Und dennoch beeilte er sich. Das machte sie glücklich. Das fegte den Kummer aus dem Kopf. Sie trat aus dem Schatten, und ohne ein Wort umarmte er sie. So hatte sie es sich gewünscht. Sie musste sich strecken, um an seinen Mund heranzukommen, und er musste sich zu ihr niederbeugen. Seine groβen Hände lagen auf ihrem Rücken. Sie werden kalt sein, dachte sie und nahm sie in ihren Mantel und klemmte sie sich unter die Achseln.

‚Schnell‘, flüsterte er, ‚jetzt ist es günstig.‘

Auf dem Weg war niemand zu sehen, der Himmel schimmerte schwach. Moritz hob Madalyn hoch, bis sie sich an der Querstange des Zaunes festhalten konnte. Gleich war sie drüben. Und gleich war er bei ihr. Madalyn lief voraus, lief um das Haus herum und stellte sich in die Nische neben der Hintertür. Moritz machte seine Griffe, und sie waren drinnen.

[S. 120]

b)‘Das machte sie glücklich.‘Was machte sie glücklich? Warum machte sie das glücklich? **Notiert**:

**…………………………………………………………………………………………………………………………………**

**………………………………………………………………………………………………………………………………….**

**…………………………………………………………………………………………………………………………………**

**………………………………………………………………………………………………………………………………….**

c) Was passiert im Haus, denkt ihr? Vergleicht eure Ideen mit den Ideen einiger MitschülerInnen. Was ist die beste Idee? **Notiert**:

**…………………………………………………………………………………………………………………………………**

**………………………………………………………………………………………………………………………………….**

**…………………………………………………………………………………………………………………………………**

**………………………………………………………………………………………………………………………………….**

**C) Aufgaben *nach* dem Lesen**

**Aufgabe 8 – Kapitelüberschriften (*nur für SchülerInnen, die den Roman komplett gelesen haben*)**

Der Roman „Madalyn“ zählt insgesamt 34 kurze Kapitel. Diese haben nur Nummern, keine Überschriften. Welche Überschriften würdet ihr schreiben?

**Verteilt** – zum Beispiel in einer Kleingruppe (4-6 SchülerInnen) oder in der ganzen Klasse - die Kapitel unter euch und **denkt** euch Kapitelüberschriften aus.

**Aufgabe 9 – Kurzinhalt**

Hier findet ihr - in 6 Teilen (A-F) – den kurzen Inhalt von „Madalyn“.

**Bringt** die Teile in die richtige Reihenfolge. **Verwendet** dabei euer Gefühl für Logik, wenn ihr nicht das ganze Buch kennt.

|  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- |
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 |
| **D** |  |  |  |  |  |

1. Die kurze Geschichte endet so wie sie ihren Anfang nahm: prosaisch. Bald wird Madalyn in Hongkong leben, wo ihr Vater, ein Computerfachmann, eine neue Stelle bekam. Sie wird von Moritz und ihrem früheren „Ich“ Abstand nehmen. Was ihr bleibt, sind die Erinnerungen und – wie beim Leser – die Sehnsucht nach einem reinen, unverfälschten Gefühl: Das der ersten Liebe.
2. Dass Moritz ein notorischer Lügner ist, stellt sich schnell heraus. Er hat nicht nur das Gedicht im Internet abgeschrieben, sondern auch das Sieben-Meter-mal-fünf-Meter-Graffito an der Kaimauer des Donaukanals ist das Werk von jemand anderem. Als Madalyn die Widmung „Für Claudia“ entdeckt, gesteht Moritz, dass nur diese von ihm stammt, doch mit dem Mädchen aus der Parallelklasse will er nichts mehr zu tun haben. Es ist alles längst aus und vorbei. Oder doch nicht?
3. Verliebt ist Madalyn in Moritz Kaltenegger, von dem sie zunächst nur ein Gedicht kennt. Die Deutschlehrerin hat es ihnen in der Klasse vorgelesen. Man könnte bei einer Exkursion nach Weimar ungezwungener zusammen sein, doch sie darf – oh elterliche Willkür! – nicht mit. Der Schriftsteller lehnt ab, bei der ihm unsympathischen Mutter Überzeugungsarbeit zu leisten. Denn die Verantwortung dem Leben gegenüber besteht für ihn seit kurzem darin, „das eigene Erleben so gering wie möglich zu halten, weil ich das Glück des Beschreibens für unvergleichlich größer empfand […]. Ich hatte mir so fest vorgenommen, mich nie wieder – nie wieder! – in die Angelegenheiten anderer Menschen einzumischen.“ Moritz hat einen miesen Ruf, behandelt das Mädchen schlecht, sodass Sebastian Lukasser bald – ob er will oder nicht – am Gefühlschaos teilhaben wird.
4. Madalyn Reis ist vierzehn und hoffnungslos in ihre pubertären Abnabelungsversuche verstrickt: Sie hasst ihren Familiennamen, ihr gedichtloses Zuhause und ihre Eltern. Sie sollen Gerüchten aus dem Treppenhaus zufolge irgendeiner christlichen Sekte angehören, aber vielleicht sind sie ganz einfach nur gefühlskalt, vermutet der schon etwas ältere Schriftsteller Sebastian Lukasser, der ein väterlicher Freund von Madalyn ist, ihr als Fünfjähriger das Radeln beigebracht hat und geholfen hat, als sie noch am gleichen Tag von einem Auto angefahren wurde. Bis heute hat er einen herzlichen Kontakt mit ihr und ist ein bisschen ihre Vertrauensperson.
5. Die feinfühligen Schilderungen der ersten Wochen der Verliebtheit, die zu den schönsten Passagen des Buches gehören, werden immer seltener und schließlich vom großen Zittern abgelöst: Madalyn fantasiert sich nicht mehr als glückliche junge Frau und auch die Sammlung moderner Liebesgedichte wird in der Buchhandlung zurückgegeben, um eine Wertkarte fürs Handy kaufen zu können. Er hat nämlich achtmal angerufen und sie hat nicht zurückrufen können, es ist „wie im Gefängnis zu sein“.
6. Lukasser stellt der verliebten Madalyn sogar seine Wohnung für ein Zusammensein mit Moritz zur Verfügung. Aber am Ende hilft auch das nicht. Die verzweifelte Madalyn will sogar von Lukassers Balkon herunterspringen. Lukasser weiβ sie zum Glück zu überzeugen, das nicht zu tun.

**Aufgabe 10 – 10 Jahre später**

Madalyn in Hongkong, Moritz in Wien: die Chance, dass die beiden sich je wieder sehen ist gering. Aber natürlich ist alles immer möglich.

Wie sieht das Leben für Madalyn und Moritz 10 Jahre nach der ersten Liebe aus?

**Schreibe** – aus der Perspektive von *Madalyn* ODER *Moritz* ein Tagebuchfragment, eine Mail, einen Brief, ein Gedicht, woraus das deutlich wird.

|  |
| --- |
|  |

**D) Michael Köhlmeier**

**Aufgabe 11 – Rezensionen**

a) Der Roman „Madalyn“ hat relativ viel Aufmerksamkeit bekommen.

Es folgen hier Fragmente aus 10 Rezensionen.

Welche sind *positiv* (+), welche *negativ* (-)? **Fülle** die Tabelle aus:

|  |  |  |  |  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- |
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 |
|  |  |  |  |  |  |  |  |  |  |

1.

Man hat den Eindruck, dass sich Michael Köhlmeier in das Seelenleben eines 14jährigen Mädchens sehr gut hineinversetzen kann. Schöner, behutsamer und treffender kann man die Freuden und Nöte einer Pubertierenden kaum schildern - und man merkt deutlich, dass Köhlmeier diese Figur sehr am Herzen lag!  
Eine wirklich schöne, einfühlsam auf das Seelenleben einer 14jährigen eingehende Erzählung (weniger ein Roman) des österreichischen Erfolgsautors!

2.

Erneut stellt Michael Köhlmeier sein herausragendes erzählerisches Talent unter Beweis. Seine Protagonisten beobachtet er mit präziser Genauigkeit. So entsteht ein scharf gezeichnetes Bild seines Gegenüber, das einmal zart, ein anderes Mal auch schonungslos direkt wiedergegeben wird. Sein Roman offenbart wie alle seine Bücher einmal mehr großartige Charakterstudien. Dabei stellt er sich oder sein Alter Ego genauso an den Pranger wie das seiner literarischen Helden. Aber immer ist dabei seine große Liebe zu den Menschen zu spüren.

3.

Schmetterlinge im Bauch, schwebend auf Wolke sieben, Händchenhalten, Liebesbriefe, der erste Kuss und womöglich das "erste Mal". Die Rede ist von der ersten Liebe. Wer erinnert sich nicht gern daran zurück? Sie ist wohl die emotionalste Zeit im Leben, in der man die Welt neu ergründen möchte. Und um genau die geht es in Michael Köhlmeiers neuem Roman, nur läuft sie in seiner Erzählung nicht ganz so schwerelos für die Protagonistin ab.  
  
4.  
Erneut stellt Michael Köhlmeier sein herausragendes erzählerisches Talent unter Beweis. Seine Protagonisten beobachtet er mit präziser Genauigkeit. So entsteht ein scharf gezeichnetes Bild seines Gegenüber, das einmal zart, ein anderes Mal auch schonungslos direkt wiedergegeben wird. Sein Roman offenbart wie alle seine Bücher einmal mehr großartige Charakterstudien. Dabei stellt er sich oder sein Alter Ego genauso an den Pranger wie das seiner literarischen Helden. Aber immer ist dabei seine große Liebe zu den Menschen zu spüren.  
  
5.

So wirklich schlau geworden bin ich nicht aus dem Roman Madalyn von Michael Köhlmeier, dessen 176 Seiten plötzlich aufhören, ohne dass die Geschichte ein wirkliches Ende findet. So jedenfalls empfinde ich es fürs erste.   
Der Roman selber ist ein Geplätscher von Ereignissen und Dialogen mit unterschiedlicher Tiefe: mal ernst, mal wieder ziemlich seicht.  
Und die eigentliche Crux der ganzen Geschichte ist: Wer kann und soll wem noch Glauben schenken? Eigentlich ist der Roman ein praktisches Lehrstück über das Lügen, und natürlich lässt sich trefflich darüber diskutieren, wessen Lügen schwerer wiegen und wer im Grund noch die oder der Glaubwürdigste ist.

6.  
Das Buch erzeugt - jedenfalls bei mir und sicher auch bei manch anderen - dann ein doch ernsthaftes Nachdenken darüber, wie Einzelkinder heute oft aufwachsen müssen, wenn sie zwar materiell in Sicherheit leben, die emotionale Geborgenheit vonseiten ihrer Eltern aber vermissen und viel allein sind. Ist es da verwunderlich, dass sich der junge Mensch dann an jemanden anhängt, der vielleicht ebenso (oder gar noch mehr) unbehaust ist, und dass hier nicht nur gute Einflüsse gegeben sind und wirksam werden? Der Roman will sicher nicht moralisieren (jedenfalls behauptet dies Lukasser immer wieder zwischen den Zeilen), und doch erzeugt er genau jenes Nachdenken über Fragen von Anstand und Moral, ohne deren positive Beantwortung unsere Gesellschaft auf Dauer nicht bestehen kann.

7.

Ein kurzer Roman, brillant geschrieben, über einen einsamen Menschen, der über den Rausch der ersten Liebe einer anderen Person schmerzhaft daran erinnert wird, was ihm in seinem Leben fehlt. Unbedingt empfehlenswert!

8.

Mein Fazit: Michael Köhlmeier erzählt virtuos in "Madalyn" die Geschichte der ersten Liebe eines Teenagers, sehr gefühlvoll und berührend, aber gleichzeitig sehr glaubwürdig und nachvollziehbar. Allerdings ist dieser Roman viel mehr als eine einfache Liebesgeschichte, er ist ein Roman über Jugend und Alter, Wahrheit und Lüge und er ist äußerst lesenswert.

9.

Mein erster Köhlmeier. Ich hatte gewisse Vorurteile, bin aber hinsichtlich seine Fähigkeiten als Erzähler eigenständiger Stoffe positiv überrascht worden. Besonders beeindruckend fand ich die, wie ich glaube, sehr realitätsnahe und einfühlsame Darstellung der mentalen Welt von Madalyn. Wohltuend, die niveauvolle Sprache, im Umgang mit Liebe und Körperlichkeit. Die echte Größe des Textes erschließt sich aber, als sich gegen Ende hin, die beim Leser entstandenen Urteile und Charakterschubladen in die er die Protagonisten geschlichtet hat, mehr und mehr verschwimmen und sich auflösen...Sehr lehrreich!

10.  
Mit nur 160 Seiten schrieb Köhlmeier ein atmosphärisch sehr dichtes Buch, in dem er auf eine allzu weitschweifende Handlung verzichtet, sondern sehr die Gefühlswelten der beiden Hauptfiguren Madalyn und Lukasser in den Mittelpunkt stellt und beschreibt. Auf Wertungen verzichtet Köhlmeier beim Erzählen, Leserin und Leser machen sich ein eigenes Bild und verknüpfen je nach Alter eigene Lebenserfahrungen. Eine empfehlenswerte Lektüre eines Könners in der Erzählkunst.

Madalyn erlebt ihre erste große Liebe. Moritz.  
Es handelt von Naivität, von Vertrauen, von Zuneigung und von einer Achterbahnfahrt der Gefühle.  
Ich habe mich richtig rückversetzt gefühlt, in die Zeit, als ich so 14/15 war und das erste Mal richtig verliebt war. Eine schöne Zeit.  
Michael Köhlmeier beschreibt die Geschichte einfach wunderbar.  
Madaly hat es nicht leicht, mit ihren Eltern, mit den Freundschaften- und vorallem ist Madalyn ein ganz besonderes Mädchen. Mit all ihren Eigenheiten und Ticks.  
Sie stürzt sich in ihre erste Liebe, erlebt Ups und Downs, und eine komplette Achterbahnfahrt der Gefühle.  
Man fühlte sich in den Bann gezogen, lebt und leidet und liebt mit Madalyn.  
Er hat es geschafft eine Geschichte zu schreiben, die so wahr und möglich erscheint, dass man unmittelbar gefangen ist.  
Sie beschreibt wunderbar, was so in einem Kopf eines naiven jungen total verliebten Mädchen vorgehen kann und wozu man in diesem "Zustand" fähig ist.  
Ich musste schmunzeln. Ich musste den Atem anhalten. Ich musste leiden.  
Und ich musste immer weiter und weiter lesen.

**Aufgabe 12 – Fragen an den Autor**

In Wikipedia steht Folgendes zu Michael Köhlmeier:

|  |
| --- |
| Michael Köhlmeier studierte 1970 bis 1978 Politikwissenschaft und Germanistik in Marburg sowie Mathematik und Philosophie in Gießen und Frankfurt am Main.  Michael Köhlmeier wurde ab Anfang der 1970er Jahre mit Hörspielen im Österreichischen Rundfunk („Like Bob Dylan“, „Drei im Café spielen“, „Das Anhörungsverfahren“) und mit kürzeren Prosatexten als Schriftsteller bekannt (erste Auszeichnung: Rauriser Förderungspreis für Literatur 1974). 1972 gründete er zusammen mit dem Musiker Reinhold Bilgeri das Duo Bilgeri & Köhlmeier. Mit dem Lied „Oho Vorarlberg“ konnte das Duo 1973 einen beachtlichen Erfolg in Österreich verbuchen. Seit Anfang der 1980er Jahre ist ein umfangreiches Romanwerk entstanden, neben einer großen Zahl von kürzeren Texten und feuilletonistischen Beiträgen. Seine Romane sind zum Teil auch als Hörbücher erschienen, darunter „Madalyn“, gesprochen von Jürgen Uter, und „Nachts um eins am Telefon“, das von Köhlmeier selbst gesprochen wurde und sich auf der hr2-Hörbuchbestenliste platzierte. Sehr erfolgreich waren seine vom Radiosender Ö1 ausgestrahlten freien Nacherzählungen antiker Sagenstoffe und biblischer Geschichten, die später auch in CD-Editionen und als Bücher erschienen sind. Seit 2007 wird auf BR-alpha die 80-teilige Sendereihe Mythen - Michael Köhlmeier erzählt Sagen des klassischen Altertums ausgestrahlt, in welcher er griechische Sagen frei nacherzählt. Seine Werke wurden u.a. ins Französische, Griechische, Koreanische, Rumänische, Slowenische, Spanische und Türkische übersetzt.  Für die Gruppe Schellinski schreibt er seit 2004 Liedtexte in Vorarlberger Mundart.  Seit 2007 moderiert er regelmäßig die Diskussionssendung Club 2 auf ORF 2.  1981 heiratete er die Schriftstellerin Monika Helfer. Ihre Tochter Paula Köhlmeier verunglückte 2003 im Alter von 21 Jahren tödlich. Ihr tragischer Tod wird in der 2008 erschienenen Erzählung Idylle mit ertrinkendem Hund aufgearbeitet.  Michael Köhlmeier lebt als freier Schriftsteller in Hohenems und Wien. |

Über sein Werk findet man dort auch sehr viel Info.

## **Hanns-Josef Ortheil – Die Erfindung des Lebens**

**Hanns-Josef Ortheil**

**Die Erfindung des Lebens**

Name: \_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_ Klasse: \_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_

In dieser Unterrichtseinheit lest ihr – individuell oder mit der Klasse - Auszüge dem Buch „Die Erfindung des Lebens“ von Hanns-Josef Ortheil. Er kam im April 2015 auf eine Lesereise in die Niederlande. Das hat zu tun mit dem jährlichen literarischen Übersetzungswettbewerb, der von der Deutschen Schule in Den Haag organisiert wird. Niederländische OberstufenschülerInnen haben ein Fragment aus „Die Erfindung des Lebens“ übersetzt. Hanns-Josef Ortheil war bei der Preisverleihung mit dabei.

Was den Roman betrifft:

Am 2.10.2009 schrieb die Rezensentin Maria Frisé in der **Frankfurter Allgemeine** Folgendesüber den neuen Roman:

*Für diesen Roman musste Hanns-Josef Ortheil kaum etwas erfinden, er brauchte nur seine Lebensgeschichte nachzuerzählen. Und die ist in der Tat so außerordentlich und wunderbar, dass sie sofort sowohl das Interesse als auch das Mitgefühl des Lesers weckt. Weil seine Mutter nach einem schweren Schicksalsschlag ihre Sprache verloren hat, bleibt Johannes, Ortheils Alter Ego* [Johannes ist also der Autor selbst]*, bis zu seinem siebenten Lebensjahr stumm und dadurch ausgeschlossen von der Welt der „Normalen“. Auf dem Spielplatz schaut er nur zu.*

*[…] Das kleine Kind sorgt sich wie der Vater ständig um die Mutter, ist mit ihr geradezu symbiotisch verbunden, es beschützt sie und begleitet sie überallhin. Stets gegenwärtig ist jedoch das Unglück, das es ahnt, aber nicht kennt. Nur der Vater und schließlich die Musik vermögen es, die bedrückende Atmosphäre zu durchbrechen. Die Musik bringt schließlich auch die Erlösung: Der Sohn lernt sprechen, und die Mutter findet endlich nach und nach die Sprache wieder.*

*So weit stimmt die Romanhandlung mit der Biographie überein, und sie folgt auch weiter der authentischen Lebensgeschichte: Hanns-Josef Ortheil, der bereits mit vier Jahren Klavierunterricht erhielt, wurde in der Schule als Stummer verspottet. Trotz der Sprachschwierigkeiten bestand er das Abitur und anschließend die Aufnahmeprüfung für das Konservatorium in Rom. Erste Erfolge als Pianist ließen ihn auf eine Karriere als Solist hoffen, bis eine schwere Sehnenscheidenentzündung seinen Traum zerstörte und er gezwungen war, ein vielseitiges Studium der Geisteswissenschaften aufzunehmen.*

**A) Aufgaben *vor* dem Lesen**

**Aufgabe 1 – Hanns-Josef Ortheil über sich selber**

Auf YouTube erzählt der Autor über seinen Hintergrund, der die Basis ist für seinen autobiographischen Roman.

1. **Lies** zuerst die Einleitung oben durch. **Markiere** die Punkte, die wohl wichtig sind in der Entwicklung des Jungen.
2. **Gehe** dann zu <http://www.youtube.com/watch?v=cJQaBWXR6JU>. **Höre**, was Ortheil hier über sich selber erzählt. **Notiere** neue Punkte, die noch nicht in der Einleitung stehen.

|  |
| --- |
| *Neue Punkte* |
|  |

**Aufgabe 2 – Klavierspielen**

Klassische Klaviermusik ist sehr wichtig in diesem Roman. Der Autor erzählt am Ende z.B. über ein Freiluftkonzert in Rom, wo er zum Beispiel etwas von Richard Schumann (*Fantasie in C-dur*) spielt. Auch Prokofieff liebt er (zum Beispiel den 3. Satz von dessen *7. Klaviersonate*), weiter Bach (*Italienisches Konzert*). Zu Chopin hat er eine Hassliebe: mehrmals weigert er sich, ein Stück von ihm zu spielen.

**Suche** im Internet (YouTube) die drei genannten Stücke, und **höre** mal kurz rein. Welches gefällt dir am besten?

**Aufgabe 3 – Rom**

Der Autor schreibt sein Buch in Rom. Die Stadt ist sehr wichtig für ihn. Er beschreibt die Orte, die ihm wichtig sind, ziemlich genau: er wohnt im Viertel *Testaccio*, in der Nähe der *Cestius-Pyramide* und des Metrobahnhofs *Piramide*. Kaffee trinkt er gerne an der *Piazza di Santa Maria Liberatrice*. Er hat Klavier studiert im *Conservatorio*. Einkaufen tut er gerne auf dem Markt am *Piazza Testaccio*. Hier isst er im Restaurant *Il Cantinone* und führt ein langes Gespräch mit seiner Freundin. Und er spielt Orgel in der  Kirche *Santa Maria dell’Anima*.

**Checke** im Internet (auf [http://maps.google.de](http://maps.google.de/)), ob diese Namen tatsächlich stimmen. Und – wenn ja – mit Streetview wie die Umgebung dort aussieht. **Klebe** hier einige ‚Beweise‘ ein:

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
|  |  |  |

**Aufgabe 4 – Liebe ja/Liebe nein?**

Die Liebe spielt eine wichtige Rolle im Buch. Ihr findet hier zehn sogenannte SMS-Gedichtchen, ja – fürs Handy. In allen geht es hier um die Liebe.

Welche sind traurig, welche fröhlich? Und welches ist das beste?

**Vergleicht** eure Antworten bitte mit den Antworten von anderen SchülerInnen.

1

Höflichkeit und Treue,  
bringt niemals Reue!

[2](http://sprueche.woxikon.de/sms/619)

Ich bin nicht glücklich,  
der Schein trügt.  
Ich habe diese Scheiße  
jahrelang im Spiegel geübt.

3

(Ich) muss dir was sagen,

es hat mit (Liebe) zu tun.

Auch wenn es (Dich) nicht interessiert,

lies das in den Klammern.

4

Verberge deine Tränen nicht hinter

deinem Lachen, es bringt dir nichts,

wenn du danach im Stillen weinst.

5

Ich würde dich jetzt gerne zudecken

und morgen mit einem Küsschen zärtlich wecken.

Beschützen werde ich dich die ganze Nacht,

bis die Sonne morgens wieder lacht

|  |
| --- |
| ***Traurig*** *sind die Texte Nr. …………..*  *……………………………………………………………*  ***Fröhlich*** *sind die Texte Nr. ………..*  *…………………………………………………………..*  *Der* ***beste*** *Text: Nr. ……………………* |

6

Zum Leben gehören schwere Entscheidungen,

eiskalte Worte, Enttäuschungen, Trauer,

Abschiede, Verzweiflung, aber zum Glück

auch wunderbare Menschen wie DU!

7

Damit Erfolg in den Kopf steigen kann,

muss da zuerst ein entsprechender

Hohlraum vorhanden sein.

8

Die wichtigsten Dinge im Leben

sollte man immer bei sich haben:

Ich frag mich nur, wie ich dich in

meine Handtasche stopfen soll?

9

Falls dein Handy geht,

siehst du, dass da ein Grüβlein steht.

Wenn nicht, kannst du vielleicht spüren,

dass irgendwoher liebe Gedanken zu dir führen.

10

Wollt nicht nerven,

wollt nicht stören,

wollt einfach nur zu dir gehören.

Fühl mich scheiße, fühl mich schlecht,

fühl mich wie der letzte Dreck.

[Quelle: <http://sprueche.woxikon.de/sms>]

**Aufgabe 5 - Hanns-Josef Ortheil**

Da es sich bei „Die Erfindung des Lebens“ um einen *autobiographischen* Roman handelt, lohnt es sich ***vor*** den Leseaufgaben auf zum Beispiel Wikipedia Ortheils Lebenslauf mal anzugucken.

1. **Checke** zuerst noch mal deine Notizen und Markierungen bei Aufgabe 1 und **trage** sie in die Tabelle unten ein.
2. **Gehe** dann zu Wikipedia (<http://de.wikipedia.org/wiki/Hanns-Josef_Ortheil>) und **ergänze** die Tabelle.

|  |  |
| --- | --- |
| Jahr | Was passierte |
| 1951  1954  1955  1958  …….  …….  1976  1979  1983  1988-1990  1991  2003  2008  2009  2012 | *Geburt; Eltern: ………………………………. und ………………………….*  *Beruf der Mutter: ……………………………………………………………….*  *Beruf des Vaters: ……………………………………………………………….*  *Geschwister: ………………………………………………………………………*  *Schule in Köln: ………………………………………………………………….*  *Studentenzeit in: …………………………………………………………….*  *………………………………………………………………………………………….*  *………………………………………………………………………………………….*  *Fächer: …………………………………………………………………………….*  *Bezahlte Arbeit während der Studiums: ………………………….*  *……………………………………………………………………………………………*  *……………………………………………………………………………………………*  *Publikation von „Die Erfindung des Lebens“* |

**B) Nichts wie ran: Lesephase – Aufgaben *beim* Lesen**

**Aufgabe 6 – Das stumme Kind**

Der kleine Johannes (die „ich“-Person) und seine Mutter sprechen nicht. Tagsüber notiert die Mutter allerhand auf kleinen Zetteln. Wenn der Vater nach der Arbeit nach Hause kommt, gibt es ein festes Ritual.

1. **Lies** den Text. **Markiere** Dinge, die du merkwürdig findest.

[S. 11-18]

Am frühen Abend aber kam Vater, und Vater gehörte noch hinzu zu uns beiden. Er war der Dritte im Bunde, er verließ die gemeinsame Wohnung am frühen Morgen und war oft den ganzen Tag lang in der freien Natur unterwegs. Vater arbeitete als Vermessungsingenieur für die Bahn, und wenn er am Abend nach Hause kam, schaute er zuerst, wie es um uns beide so stand. Nach dem Ablegen von Mantel und Tasche ging er hinüber zu Mutter, er beugte sich etwas zu ihr herunter und gab ihr einen Kuss auf die Stirn. Einen kleinen Moment hielt sie sich an ihm fest, und es sah so aus, als klammerten sich die beiden eng aneinander. Doch spätestens, wenn Vater zu sprechen begann, lösten sie sich wieder aus der kurzen Umklammerung und waren danach ein wenig verlegen, weil sie nicht wussten, wie es nun weitergehen sollte. Meist stellte Vater dann einige kurze Fragen, wie geht es Dir, ist alles in Ordnung, was gibt es Neues, und Mutter reagierte darauf wie immer stumm, indem sie ihm den kleinen Packen mit Zetteln zuschob, die sie während des Tages beschrieben hatte. Die Zettel lagen neben der Kanne mit Tee auf dem runden Tisch, sie wurden durch ein rotes Gummi zusammengehalten und sahen aus wie ein kleines, fest geschnürtes Paket, das Vater zu öffnen hatte. Er steckte es zunächst aber nur in die rechte Hosentasche und ging dann, die Hand ebenfalls in der Tasche, ins Bad.

[…]

Nach Verlassen des Bades kam er gleich in die Küche und sah nach, ob es dort etwas zu erledigen gab, er musterte den großen Tisch, auf dem oft eine Zeitung oder die Post lagen, beides rührte Mutter niemals an, ich habe sie ausschließlich Bücher lesen sehen, nichts sonst, keine Zeitung, auch sonst nichts Gedrucktes, höchstens einmal einen Brief, aber auch den nur, wenn sie wusste, wer ihn geschrieben hatte. Überhaupt hatte sie gegenüber allem, was sie in die Hand nehmen sollte, eine starke Berührungsangst. als Kind hielt ich diese Vorsicht für etwas Normales und übernahm instinktiv etwas davon,

[…]

Damals dachte ich mir, dass sie die Sprache irgendwann einmal verloren haben musste, wusste aber nicht, wann und wodurch das geschehen war. Eine Mutter, die immer sprachlos gewesen war, konnte ich mir jedoch nicht vorstellen, nein, so weit gingen meine Vermutungen nicht, schließlich erlebte ich ja jeden Tag, dass sie lesen und schreiben konnte, und folgerte daraus, sie habe neben Lesen und Schreiben auch einmal das sprechen beherrscht.

natürlich wäre es am einfachsten gewesen, jemanden danach zu fragen, das aber war nicht möglich, weil auch ich selbst kein Wort sprach, sondern stumm war wie meine Mutter. Mutter und ich – wir bildeten damals ein vollkommen stummes Paar, das so fest zusammenhielt, wie es nur ging. ich hatte, wie schon gesagt, Mutter im Blick und sie wiederum mich, wir achteten genau aufeinander. meist ahnte ich sogar, was sie als nächstes tat, vor allem aber wusste ich oft, wie sie sich fühlte, ich spürte es sehr genau und direkt und manchmal war diese direkte Empfindung sogar so stark, dass ich ganz ähnlich fühlte wie sie.

[…]

Vater, Mutter und ich, die ganze Kleinfamilie Catt befand sich wenige Minuten nach Vaters Rückkehr zusammen in der Küche, wo Vater mit der Lektüre der Zettel und dem lauten Vorlesen all dessen begann, was Mutter vom frühen Morgen an aufgeschrieben und notiert hatte.

Dieses Zusammensitzen war ein familienritual, wie alles, was ich gerade beschrieben und wovon ich erzählt habe, ein Ritual war: Mutter Lesen, mein Warten auf Vaters Heimkehr, sein Aufenthalt im Badezimmer und danach in der Küche. Wenn ich mich zurückerinnere, sehe ich dieses Ritual von Vaters Heimkehr in immer derselben Reihenfolge ablaufen, als hätte es eine geheime Vorschrift oder sogar ein Gesetz gegeben, dass alles genau so und nicht anders abzulaufen hatte. Wie Darsteller in einem stück waren wir drei aufeinander bezogen, beinahe jeden Tag handelten wir in derselben Weise, und niemand von uns störte sich an dieser Wiederholung, sondern tat im Gegenteil alles dafür, dass alles so blieb.

heute weiß ich, dass uns die Wiederholung beruhigte und dass sie unser merkwürdiges und gewiss nicht einfaches Leben ordnete.

[…]

2

Alle Zettel, die Vater in der Küche vorlas, waren gleich, gleich groß und gleichfarbig, sie hatten rundherum einen grünen Rand, und sie wurden von Notizblöcken abgerissen, von denen Vater alle paar Wochen einen kleinen Stapel in dem nahe gelegenen schreibwaren- und Buchladen kaufte.

Mutter beschrieb jeden Zettel sehr ordentlich, niemals verrutschten die Zeilen, und nur selten war etwas durchgestrichen oder verbessert, Mutter schrieb schön.

[…]

Kurz bevor Vater mit der lauten Lektüre begann, befiel mich oft ein leichtes Kribbeln und ein Gefühl von Spannung, ja, ich war sehr gespannt darauf, was ich nun endlich an diesem Höhepunkt eines jeden Tages zu hören bekam. als wolle er die Feierlichkeit des Momentes unterstreichen, machte Vater überall Licht, räumte den großen tisch frei und pulte das Gummiband von den Zetteln herunter.

Sie waren nach der Reihenfolge ihres Entstehens geordnet, denn Mutter sammelte sie während eines Tages und schichtete sie dann aufeinander, nur ganz selten blieb einer der vielen Zettel aus Versehen irgendwo liegen und wurde dann später gefunden, Mutter mochte das nicht, sie wollte unbedingt, dass die Zettel am Nachmittag, wenn Vater aus seinem Büro oder von der Arbeit im freien zurückkam, alle beisammen waren.

Wenn er sie zur Hand nahm, setzte sie sich dicht neben ihn, während ich mich auf das schmale Ecksofa legte und zuhörte.

Den Text der meisten Zettel las Vater laut vor, einige wenige andere aber las er auch im stillen und legte sie dann beiseite, ich verstand lange Zeit nicht, warum er das tat. manchmal vermutete ich, dass auf einigen etwas stand, das nur für ihn bestimmt war und nicht für mich, aber ich konnte es nicht beweisen, und fragen konnte ich Vater ja auch nicht.

[…]

ich wusste nicht, ob Vater die Zettel irgendwo aufbewahrte oder ob er sie nach der Lektüre einfach wegwarf oder verbrannte, ich hatte nicht die geringste Ahnung, sondern konnte nur feststellen, dass die einmal vorgelesenen Zettel nirgends mehr auftauchten. meist beruhigte ich mich mit der Vermutung, dass Vater sie vernichtete, denn auf den meisten war ja nur notiert, was er als nächstes zu tun oder welche Sachen er noch zu besorgen habe, bestimmte Einkäufe standen an und waren dringend zu erledigen, es waren Einkäufe in jenen Läden rings um den großen, ovalen Platz, die von Mutter aus irgendwelchen Gründen niemals betreten wurden.

1. Wie sieht das feste Ritual aus, wenn der Vater nach Hause kommt? Was passiert in welcher Reihenfolge? **Notiere**:

|  |
| --- |
|  |

1. Was steht wohl auf den Zettelchen, die der Vater vorliest *oder* gerade **nicht** vorliest?

**Schreibe** 2 Zettelchen:

eins, das vorgelesen wird, und eins, das *nicht* vorgelesen wird.

Text Zettel 1 (vorgelesen)

………………………………………………………………………………………………………………………

……………………………………………………………………………………………………………………..

Text Zettel 2 (*nicht* vorgelesen)

………………………………………………………………………………………………………………………

……………………………………………………………………………………………………………………..

Wenn Johannes 7 ist, sprechen seine Mutter und er zuerst wieder, nach so viel Jahren Stummsein. Das geht so: Die Familie ist auf dem Lande, bei den Großeltern. Johannes wandert im Wald, allein, hört etwas und sieht zu seiner Verwirrung seine Mutter nackt in einem See baden und dabei ein Lied summen. Er lässt sich nicht sehen, geht nach Hause, sieht dort zwei Kinder einen Ball hin und her kicken und ruft plötzlich zu den beiden: „Gebt mal her!“ Er ist selber davon erschrocken. Etwas später beim Essen spricht er auch wieder. Die Mutter aber noch nicht. Und das ändert sich plötzlich auch:

[S. 253-259]

… ging ich jetzt meist mit einigen anderen Kindern baden, wobei es mich immer häufiger zu der steilen Felspartie hinzog, von der aus die etwas älteren ihre waghalsigen Sprünge ins Wasser machten. Direkt unterhalb des Felsens war der Fluss sehr dunkel, schattig und viel ruhiger als an anderen abschnitten, in einigem Abstand zu dieser fast kreisrunden, glatten und in den Felsen hinein ragenden Fläche dagegen strömte er schnell, so dass sich die jüngeren Kinder, die sich noch nicht auf den Felsen wagten, dort einige Meter mittreiben ließen.

Das tat nun auch ich immer wieder und beobachtete dabei aus einer gewissen Entfernung die älteren, die nahe an den Felsen heranschwammen, ihn über eine schmale, kurvenreiche Fährte hinaufkletterten, sich oben zu mehreren auf dem Felsplateau versammelten und dann einer nach dem anderen heruntersprangen.

ich hatte mir schon oft ausgemalt, wie schön es sein müsste, ebenfalls einmal von dort oben zu springen, als ich an einem Nachmittag von einem der älteren Kinder aufgefordert wurde, mit hinaufzugehen. Hast Du etwa Angst?, fragte der Junge und sagte, nachdem ich den Kopf geschüttelt hatte: Na dann komm mit hinauf!

[…]

Nein, ich hatte wahrhaftig keine Angst mehr, und ich wollte nicht, dass wieder von angst die Rede war, ich hatte keine Angst mehr zu sprechen und erst recht hatte ich keine Angst, von einem Felsen ins tiefe Wasser zu springen.

Weil ich mir in dieser Sache sehr sicher war, folgte ich dem älteren Bub, den ich sonst gar nicht kannte, vielleicht wusste er nicht, mit was für einer ehemals furchtsamen Kreatur er es zu tun hatte, ja vielleicht wusste er überhaupt nicht, wer ich war – umso besser, dann würde er mich auch nicht laufend beobachten, wenn ich mit ihm den Felsen hinaufkletterte.

Wir schwammen hintereinander zu der dunklen stelle des Flusses, wir klammerten uns an dem Felsen fest und zogen uns hoch, bis wir Boden unter den Füssen hatten, dann kletterten wir den Felsen hinauf, ich hinterher, mit gesenktem Kopf, mich mit beiden Händen absichernd.

Oben angekommen, schaute ich hinunter. Ich erkannte die nahe Gastwirtschaft, die lang gezogenen Hügel am Horizont, das Wäldchen, die Wiesen mit den verstreut herumstehenden Gruppen von Kühen – all das war aus dieser Höhe gut zu überblicken und machte einen friedlichen, ruhigen Eindruck.

[…]

Wir standen zu zweit hoch oben auf dem Plateau, und mein Begleiter schaute mich an: Du hast doch Angst! Du bist noch nie hier runtergesprungen, habe ich Recht? ich wusste nicht, was ich antworten sollte, ich wollte nicht zugeben, noch nie gesprungen zu sein, denn ich war schließlich genau so groß und wohl auch genau so kräftig wie mein Gegenüber, der anscheinend schon viele male den Sprung gewagt hatte. Gab es einen Satz mit Angst, den ich hätte sagen können? Fast hätte ich in der Eile *Die Angst ist tief* gesagt, dann aber fiel mir gerade noch eine andere Formulierung ein: *Der Fluss ist tief*.

Der Junge, der neben mir stand, nahm diesen hilflosen, ja törichten Satz aber anscheinend ernst, er beugte sich jedenfalls etwas vor, schaute herunter und antwortete:

Fünf Meter! Der Fluss soll hier über fünf Meter tief sein, aber nur an dieser Stelle, nur hier! Er blickte kurz noch einmal zur Seite und schaute mich fragend an, ob sein Satz bei mir angekommen war und mich beeindruckt hatte, dann aber wurde es ihm zu viel. Einen Schritt trat er noch zurück, dann nahm er einen kleinen Anlauf, und ich sah ihn in die Tiefe fliegen, wo er im Wasser verschwand, bald aber wieder auftauchte und mir zuwinkte, als wäre der Sprung ein großer Spaß gewesen.

Nun war also ich dran, aber ich zögerte noch, verdammt, jetzt hatte ich wirklich wieder Angst, jetzt hatte mich dieses lähmende, erstickende Gefühl wieder gepackt, so dass ich mich nicht rühren konnte, sondern, wie früher als kleines Kind, auf der Stelle erstarrte. Hätte es hier oben bloß ein Versteck gegeben, in das ich mich hätte zurückziehen können! Sollte ich einfach wieder hinabsteigen oder was zum Teufel sollte ich tun?

Ich blickte noch einmal Hilfe und Rat suchend in die Ferne, als ich meine Mutter bemerkte, die vom Wäldchen aus näherkam und über die Wiese auf den Fluss zulief. Sie hatte mich anscheinend oben auf dem Felsen erkannt, denn sie winkte energisch, um mir zu bedeuten, auf keinen Fall in den Fluss zu springen. Ihr Laufen, ihre Unruhe, ihr dramatisches Abwinken – ich schaute mir das nicht gerne an, zumal es mich an viele Szenen in meiner Kindheit erinnerte, in denen sie mich immer wieder davon abgebracht hatte, einmal irgendetwas zu wagen.

[…]

Sie rannte auf den Fluss zu und blieb dann an seinem Ufer, direkt gegenüber dem Felsen, stehen, immer wieder signalisierte sie etwas mit beiden Armen, sie wollte mir anscheinend unbedingt verbieten, von der Höhe zu springen, am Ende war sie vor lauter Erregung beinahe außer sich.

Ich formte meine beiden Hände zu einem Trichter und rief ihr von der Höhe aus zu: *Der Fluss ist hier tief*, aber sie schüttelte nur abwehrend den Kopf, als stimmte nicht, was ich sagte. *Der Fluss ist sehr tief*, rief ich weiter, sie aber wollte das nicht hören und geriet derart in Panik, dass ich kaum noch hinschauen konnte.

Ich spürte genau, dass es für mich jetzt darauf ankam, bei meinem Vorhaben zu bleiben: ich musste springen, ganz unbedingt, die alten Zeiten, in denen Mutter mir immer wieder gesagt hatte, was ich tun durfte und was nicht, waren endgültig vorbei.

Deshalb trat ich, wie ich es bei meinem Vorgänger gesehen hatte, einen kleinen Schritt zurück, um für den Anlauf auszuholen … – als ich Mutter vom gegenüberliegenden Ufer her schreien hörte: *Johannes, Du springst nicht! Spring nicht! Tu das Deiner Mutter nicht an!*

Es war, als habe sie die stärkste und letzte Waffe eingesetzt, um mich von meinem Vorhaben abzubringen. Ich dachte aber in diesem Moment keinen Augenblick darüber nach, dass ich meine Mutter gerade zum ersten Mal einige zusammenhängende Sätze hatte rufen hören, nein, ich kam gar nicht dazu, darüber lange nachzudenken, sondern ich folgte dem starken inneren Impuls, den ich gerade noch gespürt hatte, lief an und sprang von der Höhe hinab ins Wasser.

[…]

Kaum eine Stunde später ist mir auf der Toilette der Gastwirtschaft schlecht geworden. Ich saß draußen an meinem Gartentisch und notierte meine tages-Lektion, als ich eine plötzliche schwäche und einen heftigen Schwindel spürte. Ich sagte niemandem etwas davon, aber als ich mich auf der Toilette befand, wusste ich, dass die Angst mich nun doch noch einmal gepackt hatte. Verdammt! ich hatte sie längst besiegt, und nun rächte sie sich und verfolgte mich noch ein letztes Mal!

Wahrhaftig, ja, es stimmt, es war ein letztes Mal, denn seit diesem Abend habe ich nie wieder Angst gehabt, vor nichts und vor niemandem mehr. später hat mir diese Angstfreiheit sehr geholfen, denn sie war wohl auch mit ein Grund dafür, dass meine Verlegenheit oder Scheu gegenüber anderen Menschen verschwand.

[…] In angespannten Situationen, in denen es auf viel ankam, war ich besonders ruhig und konzentriert, als begleiteten mich die schreie meiner Mutter gerade in solchen Augenblicken.

Andern mag so etwas seltsam vorkommen, aber ich hatte wahrhaftig in bestimmten, wichtigen Augenblicken meines Lebens das sonderbare Gefühl, von diesen Schreien meiner Mutter mit gesteuert zu werden.

Vielleicht waren diese Ruhe und diese Trance, die ich auch nach meinem Sprung noch eine Zeit lang empfand, letztlich der Grund dafür, dass ich auf die ersten Worte meiner Mutter überhaupt nicht reagierte. Ich ging ans Ufer und trocknete mich ab, und ich gesellte mich nicht zu den vielen anderen Menschen, die von den Schreien meiner Mutter angelockt worden waren und sich nun um sie kümmerten.

1. **Fasst** zu viert kurz in der Muttersprache zusammen, was hier passiert.
2. Wieso spricht die Mutter jetzt plötzlich zu Johannes? Ist das logisch? **Notiert** eure Argumente *pro* und *contra*.

|  |  |
| --- | --- |
| Argumente *pro* | Argumente *contra* |
|  |  |

1. **Macht** zu viert aus diesem Fragment ein Kurz-Comic. **Entwerft** maximal 6 Bilder mit Textblasen.

|  |  |
| --- | --- |
|  |  |
|  |  |
|  |  |

**Aufgabe 7 – Klavierspielen!**

Ein Onkel von Johannes, Pfarrer in Essen, schenkt der Familie ein altes Klavier, Marke *Sailer*. Es steht im Esszimmer. Ein paar Wochen später spielt plötzlich die Mutter zum ersten Mal – und sehr gut. Etwas später platziert sie den Sohn ans Klavier. Er ‚spielt‘: „es war die eine Sekunde, die über mein ganzes, weiteres Leben entschied“.

[S. 76-77]

Später hat man mir erzählt, dass ich beinahe zwei Stunden Tasten angeschlagen habe und nur durch den Protest der Nachbarn daran gehindert wurde, noch länger zu spielen. Alle Ticks und Spleens, die ich bisher entwickelt hatte, schienen in dieses Spiel einzugehen. Ich merkte mir Tastenkombinationen und probierte neue Varianten, ich gab ihnen Namen von Tieren und Pflanzen und entwarf im Kopf große Karten, auf denen diese Tiere und Pflanzen ihre jeweils eigenen Plätze hatten. Es war, als hätte man mir die Aufgabe gestellt, eine Liste mit hunderten und tausenden von Eintragungen anzulegen, die nur ich im Kopf hatte und deren Posten ich auseinanderhalten konnte.

Waren die langen Gottesdienste im Dom wie eine Ahnung der Erlösung, so war das Klavierspiel noch mehr, es war die Umsetzung dieser Ahnung. Das kleine Gotteskind war nicht mehr ein stummer, hilfloser Idiotie, sondern ein Klavierspieler, der jetzt einer regelmäßigen Beschäftigung nachging. Noch am Abend meines ersten Klaviertages räumte ich all meine Spielsachen hinter den Vorhang im Flur und verstaute sie in den hellen Holzregalen. Nur mit meinen Zeitschriften würde ich mich noch weiter beschäftigen, sonst aber würde es für mich nichts anderes mehr geben als das Klavierspiel.

Dieses Spiel bedeutete die Befreiung und das Ende der demütigenden Tage, an denen ich mich allein im Flur der Wohnung herumgetrieben hatte und in den Läden und Geschäften in der Umgebung verhöhnt oder auf dem Kinderspielplatz ins Abseits abgeschoben worden war.

Endlich wusste ich, wie ich aus dem Idiotendasein herausfinden konnte, endlich hatte ich einen konkreten Plan mit einem festen Ziel: ich wollte ab jetzt morgens und nachmittags üben, ich wollte beweisen, dass auch ich etwas konnte, ich wollte ein guter Klavier- und später vielleicht sogar ein noch besserer Orgelspieler werden.

1. **Lies** das Fragment. **Überlege:**

* Denkt ein 4-jähriges Kind wirklich so? Oder hat der Autor seine Erinnerungen an damals, als er mit 4 Jahren anfing Klavierspielen zu lernen‚ verschönert‘?

**Überlege** mit einigen anderen aus der Klasse. **Notiert** eure Meinung, **präsentiert** und **argumentiert** sie.

|  |
| --- |
| *Ein 4-jähriges Kind* |

Zuerst unterrichtet ihn die Mutter. Auch bei den Großeltern auf dem Land steht ein Klavier, auf dem der Junge spielt, immer besser sogar. Als er schon wieder sprechen kann, bekommt er einen sehr guten Klavierlehrer, Walter Fornemann.

[S. 311-314]

Meine Mutter hatte mit Walter Fornemann telefoniert und von ihm bereits eine beinahe definitive Absage

erhalten, nein, Walter Fornemann wollte ein so junges Kind nicht unterrichten, nein, Walter Fornemann hatte für Anfängerstunden überhaupt keine Zeit. Immerhin hatte er sich aber darauf eingelassen, dass ich mich kurz vorstellen durfte, ja, nun gut, meine Mutter durfte mit mir einmal erscheinen, ich durfte ein kleines Stück spielen, und Walter Fornemann würde eine Empfehlung im Hinblick auf einen geeigneten Klavierlehrer aussprechen.

Walter Fornemann hatte keine Ahnung, wozu er sich bereiterklärt hatte, denn nur wenige Minuten, nachdem er Mutter gesehen hatte, war er ihr auch schon verfallen.

Sie sprach von ihrer Vorliebe zur französischen Musik, sie sprach von Berlioz, Debussy und Ravel, vor allem aber trug sie einen strengen, schwarzen und langen Mantel und dazu eine dunkle, schräg auf den schönen Kopf gesetzte Kappe.

Ihr Aussehen und ihre Worte harmonierten auf eine derart perfekte Weise, dass man ein Filmbild vor sich zu haben glaubte, Walter Fornemann konnte der Magie dieses Bildes nicht widerstehen, nach zehn Minuten sprachen die beiden miteinander auch Französisch und gingen so vertraut miteinander um, als spielten sie gerade in einem Film von Jean Renoir.

So war unser Anliegen bereits auf dem besten Wege, als ich Platz nehmen und Klavier spielen durfte. Mutter bat mich, die erste Arabeske von Claude Debussy zu spielen, es handelte sich um ein Stück, das ich sehr mochte und wohl damals mit einem gewissen Kindercharme spielte.

Walter Fornemann stand mit dem Rücken zum Fenster und schaute mich an, als ich zu spielen begann, nach zwei, drei Minuten drehte er sich um und stand nun mit dem Rücken zu mir, und so blieb er auch die ganze Zeit regungslos bis zum Schluss des Stückes stehen.

Als ich damit fertig war, zeigte er keinerlei Reaktion, er spendete keinen Beifall, ja er lobte mich nicht einmal, obwohl ich nach meinem eigenen Eindruck gut gespielt hatte. Auch meine Mutter sagte nichts zu meinem Spiel, sondern sprach weiter über Debussy und die Eigenheiten seiner Klavierstücke, als wäre ich nur ein Demonstrationsobjekt für eine angeregte musiktheoretische Debatte zwischen Walter Fornemann und ihr.

Ich hatte mich bereits darauf eingestellt, unverrichteter Dinge wieder nach Hause zu gehen, außerdem war ich ein wenig darüber verärgert, dass Walter Fornemann mit mir kein einziges Wort sprach und mich nicht einmal aus Höflichkeit irgendeine Kleinigkeit fragte.

Dann kam er aber doch auf mich zu und fragte, ob ich ihm noch ein zweites Stück vorspielen wolle. als ich

nickte, fragte er weiter, von welchem Komponisten ich nun etwas spielen werde. ich schaute ihn trotzig an und antwortete: *Das bestimmt Herr Fornemann.*

*Das bestimme ich?*, lachte er, und ich spürte in diesem Lachen einen leichten Hohn, als glaubte er nicht, dass ich bereits ein kleines Repertoire mit Stücken vieler bekannter Komponisten beherrschte. Nun gut, sagte er, dann spiel uns doch eine Komposition von Frédéric Chopin!

Walter Fornemann konnte nicht ahnen, was er von mir verlangte. ich sollte Chopin spielen, ausgerechnet Chopin!

Ich überlegte mir keine Ausrede, sondern sagte ihm, dass mir die Stücke von Frédéric Chopin nicht gefielen, und als Walter Fornemann nachfragte, warum diese Stücke mir um Himmels willen denn nicht gefielen, antwortete ich, dass diese Stücke keinen Boden hätten. Keinen Boden?!, fragte Walter Fornemann beinahe entsetzt, keinen Boden?!

Heute vermute ich, dass mir vor allem die skurrile Aussage, Chopins Klavierkompositionen besäßen keinen Boden, damals dazu verholfen hat, ein Schüler Walter Fornemanns zu werden. Später einmal hat Fornemann meiner Mutter gegenüber behauptet, er habe in mir ein junges Klaviergenie gewittert, eine Hochbegabung, ein rares Talent!

Ich jedoch kann mir einfach nicht vorstellen, dass mir das Vorspielen der schlichten Arabeske von Debussy diese günstige Prognose eingebracht hatte. Fornemann hatte weniger auf mein Spiel als auf meine gereizte Bemerkung über Chopin reagiert – das hatte ich doch genau bemerkt! Also hatte er in mir nicht einen jungen Virtuosen gesehen, sondern einen seltsamen, undurchschaubaren Typen mit gewissen originellen Spleens und Ideen, der ihm vielleicht einmal für seine musiktheoretischen Bücher nützlich sein konnte.

Wir haben es damals bei dem Vorspiel eines Debussy-stücks bewenden lassen, Fornemann erklärte, dass er

eine Ausnahme machen und mich ab sofort jede Woche eine Stunde privat und bei sich zu Hause unterrichten werde.

1. Was passiert nun genau? **Notiere** mindestens *drei* Gründe, weshalb Johannes von Walter Fornemann als Schüler akzeptiert wird.
2. …………………………………………………………………………………………………….
3. …………………………………………………………………………………………………….
4. …………………………………………………………………………………………………...
5. Der Roman ist eine Autobiographie. Also darf man annehmen, dass es den Klavierlehrer wirklich gegeben hat.

**Checke** noch mal die Info auf Wikipedia (vgl. Aufgabe 5b). **Notiere** deine Feststellungen.

*Walter Fornemann ist reine/keine Fantasie, denn ……………………….*

*……………………………………………………………………………………………..*

1. **Suche** auf YouTube die *1. Arabeske* von *Claude Debussy*. **Höre** es.
   * Ist es einfach zu spielen?
   * Wenn ein Kind das kann, ist es dann verständlich, dass es für Klavierunterricht akzeptiert wird?

Wie du im Anfang schon erfahren hast, wurde die Hauptperson ein sehr guter Pianist: *Erste Erfolge als Pianist ließen ihn auf eine Karriere als Solist hoffen, bis eine schwere Sehnenscheidenentzündung seinen Traum zerstörte und er gezwungen war, ein vielseitiges Studium der Geisteswissenschaften aufzunehmen.*

Der Roman endet aber damit, dass er Jahre später neben seiner Arbeit als Autor auch wieder Klavier spielt, und das sehr gut. Er gibt in Rom Marietta, Tochter seiner sehr guten, schönen Freundin Antonia, Klavierunterricht und besorgt ihr schließlich eine professionelle Lehrerin. Das soll gefeiert werden mit einem Freiluftkonzert auf dem Platz vor dem Haus. Und das passiert auch:

[S. 588-590]

Es ist vorbei, Mariettas Konzert ist vorbei. Ich sitze ein wenig entrückt neben Antonia und bemerke, dass sie sich während des Konzerts bei mir eingehängt hat. Wir sitzen dicht nebeneinander, unsere Schultern berühren sich.

Als der heftige Beifall einsetzt, flüstert sie mir etwas ins Ohr. ich verstehe sie nicht, es ist zu laut. Ich schaue sie an, sie deutet hinauf auf die Bühne. Da sehe ich, dass Marietta mir winkt, Marietta möchte, dass auch ich die Bühne betrete.

Ich wehre ab, nein, das muss doch nicht sein. Da gibt Marietta den Klatschenden ein Zeichen, sie sollen aufhören zu klatschen, sie sollen das Klatschen einen Moment unterbrechen. Sie nennt meinen Namen, sie sagt, dass ich auf die Bühne kommen solle, sie nennt mich meinen lieben Lehrer, der mir das alles beigebracht hat. ich spüre, wie Antonia mich leicht nach vorne schiebt, ich soll mich nicht zieren, ich soll dem Kind die Freude machen.

Also gehe ich rasch die kleine Treppe hinauf. Marietta kommt auf mich zu, ich gebe ihr einen Kuss und bedanke mich. Dann aber gibt sie noch einmal ein kurzes Zeichen: Liebe Freundinnen und Freunde, sagt das Kind, Giovanni wird jetzt zum Schluss noch selbst etwas spielen. Bitte, Giovanni, nun kommt Dein Auftritt!

Ich?! Ich soll spielen?! Ich sehe, wie Marietta das Podium verlässt, ich höre die aufmunternden rufe des Publikums, ich spüre das Scheinwerferlicht wie in den Tagen, als ich als junger Mann auf den römischen Plätzen auftrat und spielte. Dann nehme ich Platz.

Wie ich später erfahre, beginne ich etwa gegen 20 Uhr zu spielen. Als ich das Podium wieder verlasse, sind beinahe zwei Stunden vergangen. Ich habe Schumanns Fantasie in C-Dur gespielt, ich habe Bach, Scarlatti und zum Abschluss noch Prokofieff gespielt. Nach jedem Stück war der Beifall so groß, dass ich nicht aufhören konnte …

Gegen 22 Uhr ist der große ovale Platz vor unserem Wohnhaus mit Menschen überfüllt. Ich stehe auf dem Podium und verbeuge mich, ich habe mein römisches Konzert also doch noch gegeben.

Ich blicke hinab auf die klatschenden, begeisterten Menschen, ich schaue zu Antonia und Marietta.

1. Was denkst du? Happy end oder?
2. Was hier geschildert wird, ist wirklich passiert. Wenn der Autor nun nicht in Rom gelebt hätte, sondern in zum Beispiel Den Haag oder in seiner Heimatstadt Köln oder in XYZ – wie hätte das Buch dann geendet?

**Überlegt** zu viert. **Notiert** eure Konklusionen pro Stadt:

* Den Haag: ja/nein, denn ……………………………………………………………
* Köln: ja/nein, denn ……………………………………………………………
* Stockholm: ja/nein, denn ……………………………………………………………
* New York: ja/nein, denn ……………………………………………………………
* Kairo: ja/nein, denn ……………………………………………………………
* ……………: ja/nein, denn ……………………………………………………………

**C) Aufgaben *nach* dem Lesen**

**Aufgabe 8 – Kapitelüberschriften (*nur für SchülerInnen, die den – sehr umfangreichen - Roman komplett gelesen haben*)**

Der Roman „Die Erfindung des Lebens“ zählt insgesamt 45 kurze Kapitel. Diese haben nur Nummern, keine Überschriften. Welche Überschriften würdet ihr schreiben?

**Verteilt** – zum Beispiel in einer Kleingruppe (4-6 SchülerInnen) oder in der ganzen Klasse - die Kapitel unter euch und **denkt** euch Kapitelüberschriften aus.

**Aufgabe 9 – 10 Jahre später**

In Rom hat Johannes also Antonia und ihre noch junge Tochter Marietta kennengelernt. Siehe den Schluss von Aufgabe 7.

Auf eine Frage von Antonia hat er gesagt, dass er sich vorstellen könnte, in Rom zu bleiben. Beide fühlen sich zueinander angezogen und sind bereits richtig befreundet. Sonst aber ist nichts zwischen ihnen passiert. Der Roman endet also offen.

Wie ist die Situation 10 Jahre später wohl?

**Schreibe** – aus der Perspektive von *Antonia* ODER *Marietta* ODER *Johannes* ein Tagebuchfragment, eine Mail, einen Brief, ein Gedicht, woraus das deutlich wird.

|  |
| --- |
|  |

**D) Rezensionen**

**Aufgabe 10**

a) Der Roman „Die Erfindung des Lebens“ hat relativ viel Aufmerksamkeit bekommen.

Es folgen 5 Rezensionen.

Welche sind *positiv* (+), welche *negativ* (-)? **Fülle** die Tabelle aus:

|  |  |  |  |  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- |
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 |
|  |  |  |  |  |  |  |  |  |  |

***1. Marius Meller, 1.10.2009, Deutschlandradio Kultur***

[…] Anlass des Erstaunens über Ortheils "neue" Phase ist die ungebrochene Positivität, die Ortheils Bücher - und nicht nur seine Romane - trotz aller Konflikte auszeichnen. Wie ein Roman wie "Die große Liebe" von 2003, quasi noch im 20. Jahrhundert, möglich sein kann, lässt nur darauf schließen, über welche geistigen Fähigkeiten der Autor verfügt, eben über rein literarisch-handwerkliche hinaus. Er erzählt eine glückende und glückliche Liebesgeschichte mit Happy End - aber nie kitschig, oder schwülstig, sondern immer auf dem Grat zwischen Erleuchtung und Abgrund.  
  
Sein neues Buch, "Die Erfindung des Lebens", ist ein autobiographischer Roman, und Ortheil-Kennern kommt das Material aus dem Prosabuch "Das Element des Elefanten" von 1994 bekannt vor. Aber die anrührende Lebensgeschichte, die von einem Rahmen in der Jetztzeit des erfolgreichen Autors in der Römischen Wohnung her erzählt wird, lebt im Romanduktus auf. Der Ich-Erzähler ist das jüngste Kind von fünf Söhnen, von denen zwei im Krieg umkommen und zwei bei der Geburt sterben. Die Mutter, die mitansehen muss, wie einer ihrer Söhne an einem Granatsplitter stirbt, verstummt über ihrem Leid.   
  
Johannes bleibt ebenfalls bis zum Schulalter stumm und flüchtet sich vor der Zurückweisung der anderen Kinder ins Klavierspiel. Er zeigt sich als hochbegabt und beschließt, Pianist zu werden. In einem beispiellosen Kraftakt treibt er gegen seine Isolation die Klavierstudien, schließlich in Rom, weiter. Eine schwere Sehnenscheidenentzündung beendet seine Karriere, und er wird Schriftsteller.   
  
Ortheil erzählt im Wechsel von der Gegenwart des Schriftstellers Johannes in Rom, der wieder in Kontakt mit seiner Musikervergangenheit kommt, indem er der kleinen Nachbarin Marietta Klavierunterricht gibt, und der kontinuierlichen Geschichte vom Kind und Jugendlichen.   
[…] Hanns-Josef Ortheil gelingt ein ebenso ehrlich wie schnörkellos geschriebener autobiographischer Roman, der Künstlerroman wie Psychogramm der Nachkriegszeit darstellt. Seine Version der Postmoderne ist in ihrer Leutseligkeit einzigartig, aber viel mutiger als so manch eine Kompliziertheit "fortschrittlicher" Literatur.  
  
***2*. *Rezensionsnotiz zu Süddeutsche Zeitung,***[03.09.2010](http://www.perlentaucher.de/buecherschau/2010-09-03.html) ***(Perlentaucher.de)***

Wie wahr der Titel ist, weiß Burkhard Müller am Ende der Lektüre. Genau: Erfunden ist diese Kindheit und Jugend eines Jungen in den 50ern, erfunden, nicht wahr (in einem literarischen Sinn). Nachdem Müller Hanns-Josef Ortheils dickes Buch mit all seinen Achs und Wehs, seiner kalkulierten Rührseligkeit ertragen und auf das annoncierte dunkle Familiengeheimnis gewartet hat, das dann völlig spannungslos plötzlich offen da liegt, geht ihm ein Licht auf: Sterbenslangweilig ist das Buch! Und zwar, weil der Autor stets behauptet, nie gestaltet, und so "angestrengt" ein abstraktes Genre-Bild entwirft.

***3. Rezensionsnotiz zu Die Zeit,***[04.02.2010](http://www.perlentaucher.de/buecherschau/2010-02-04.html) ***(Perlentaucher.de)***

Als "eindrucksvolle Künstler- und Entwicklungsgeschichte" charakterisiert Ulrich Baron diesen Roman Hanns-Josef Ortheils seines eigenen Lebens, die Barons Beschreibung zufolge in "fast biedermeierlicher Manier" beginnt. Erzählt werde die Geschichte eines Kindes, das die Musik entdeckt, da es in der Nachkriegszeit neben einer schweigenden Mutter aufwächst, die verstummte, nachdem sie vier Kinder an den Tod verloren hatte. Doch obwohl Baron viele eindringliche Beschreibungen eines fast "bukolisch anmutenden" Provinzstädtchens namens Köln sowie der Befreiung eines Jungen aus einem "kommoden Kerker banger Fürsoge" liest, ist der Kritiker unzufrieden. Warum hat Hanns-Josef Ortheil seine augenscheinlich biografische Geschichte derart fiktionalisiert? fragt er sich. Erteilt sich der Autor damit die poetische Lizenz, vom eigenen Leben unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit zu schreiben? Versöhnlich stimmt den Kritiker dann allerdings die Schlussszene, die er als pathetischen Abschied vom Mythos des Originalgenies gelesen hat.

***4. Rezensionsnotiz zu Frankfurter Allgemeine Zeitung,***[29.09.2009](http://www.perlentaucher.de/buecherschau/2009-09-29.html) ***(Perlentaucher.de)***

Dass der Autor das Happy End und die große Liebe nicht scheut, rechnet Rezensentin Maria Frise ihm hoch an. Für sie ist Hanns-Josef Ortheils autobiografischer Roman ein tröstliches Buch geworden. Kaum erfunden und doch außerordentlich und wunderbar findet sie die durch die Geschichte des mit anfänglicher Stummheit geschlagenen, jedoch musikalisch begabten Johannes und seiner Eltern hindurchscheinende Biografie des Autors. Frise schätzt das von Ortheil vermittelte Gefühl einer trotz aller Schicksalsschläge unbeirrbaren Hoffnung und Liebe. Erscheinen ihr die aufgerufenen Bilder einer Kindheit in Köln und im Westerwald deutlich, bleibt für sie die in Rom spielende, mit musiktheoretischen Passagen gespickte Rahmenhandlung eher blass. Gerührt ist die Rezensentin dennoch.

***5.* *Die Dämonen der Kindheit***

***Hanns-Josef Ortheil bringt die literarische Annäherung an sein Leben zu einem befreienden Höhepunkt***

***Von Winfried Stanzick (www.literaturkritik.de)***

 Schon in seinen letzten großen Romanen „Die große Liebe“ und „Das Verlangen nach Liebe“ hatte der 1951 in Köln geborene Schriftsteller Hanns-Josef Ortheil mit viel autobiografischem Material gearbeitet. Nun, in dem vorliegenden, vom Autor wohl schon seit Jahrzehnten geplanten Buch „Die Erfindung des Lebens“, kommt seine langsame, schrittweise Annäherung an seine eigene schmerzhaft-schöne Lebensgeschichte, die er von Buch zu Buch intensiviert hat, zu ihrem Höhepunkt und zu einem schließlich befreienden Endpunkt.

Hanns-Josef Ortheil erzählt die bewegende Lebensgeschichte von Johannes Catt, seinem Alter Ego. So wie Ortheil selbst hat Johannes vier Geschwister, von denen er allerdings erst spät erfährt. Er ist das fünfte Kind seiner Eltern und er wächst in den frühen 1950er-Jahren in einem Dorf im Westerwald auf, in einer totalen und stillen Symbiose mit einer Mutter, die nach dem Tod der vier früheren Kinder nicht mehr spricht. Auch Johannes bleibt stumm bis zu seinem 7. Lebensjahr, als er sich spontan entschließt, mit dem Reden anzufangen. Der sympathisch geschilderte Vater versucht sein Bestes, mit der für ihn seit langem schon schwierigen Situation fertig zu werden und seiner Frau und seinem Sohn das zu geben, was er kann. Er fungiert sozusagen als Bindeglied der Familie zur Außenwelt, die ansonsten in die geräuschlose Stille dieser abgeschiedenen Welt nicht eindringen kann.

Das ändert sich erst, als ein Klavier angeschafft wird. Johannes lernt zu spielen, und das Spiel befreit ihn vom Schicksal eines immerwährenden Außenseiter. Er, der lange nur „der Idiot“ war, sagt von sich: „Ich war nicht länger ein kleines, wenig beachtetes Etwas, nein, ich war nun ein Klavierspieler, der das fehlende Sprechen durch das Klavierspiel ersetzte und sich mit Hilfe dieses Spiels auszudrücken versuchte.“

Diese Musik, über deren heilende Wirkung unlängst der berühmte Neurologe Oliver Sacks in seinem Buch „Der einarmige Pianist“ berichtete, ist es wohl auch, die die vielen Bilder in Johannes Kopf in Sprache umsetzt. Als er allein mit seinem Vater längere Zeit in der ländlichen Gegend seiner Kindheit zubringt ( die Eltern sind mittlerweile nach Köln gezogen ), spricht er in Abwesenheit der Mutter die ersten Worte seines Lebens: „Es war eine unglaubliche Befreiung, aus dieser Stadt heraus zu sein und von all diesen Menschen, die einen dauernd beobachten, weg zu sein.“

Weg wohl auch von der stummen Mutter, aus deren symbiotischer Umarmung er sich ohne die Hilfe des einfühlsamen Vaters nicht hätte befreien können. „Das war das erste Mal gewesen, das ich gemerkt habe, das ich einen Körper habe, der etwas anderes macht, als sich zurückzuziehen.“

Er bekommt Unterricht, er hat unglaubliches Talent, und als irgendwann auch seine Mutter wieder spricht (Johannes weiß längst, warum sie so lange geschwiegen hat und findet in der Vorstellung seiner vier ihn vom Himmel aus beschützenden Geschwister viel Trost und Stärke), scheint sein Leben eine entscheidende Wendung zu nehmen. Obwohl seine Schulkarriere in einer auf Musik spezialisierten Klosterschule alles andere als glücklich verläuft, ist er mit 19 Jahren ein gefeierter Pianist. Er beschließt ganz alleine nach Rom zu fahren, nimmt sich dort ein Zimmer und bewirbt sich zum Studium am römischen Konservatorium.

Johannes Catt alias Hanns-Josef Ortheil ist auf dem Weg nach oben, als eine chronische Sehnenscheidenentzündung seiner Pianistenkarriere ein jähes und schmerzhaftes Ende setzt. Johannes wendet sich wie sein Alter Ego der Schriftstellerei zu und ist auch da erfolgreich. Aber wie man den Büchern von Hanns-Josef Ortheil immer wieder abspürt – die Dämonen der Kindheit und das Trauma lassen sich auch durch unablässiges Schreiben nicht völlig bannen. Sein Leben nimmt einen durchaus glücklichen Verlauf, doch es vermittelt ihm nach wie vor keine Sicherheit: „Ich habe immer das Gefühl, das kann auch jederzeit zusammenbrechen. Ich habe immer das Gefühl, bis jetzt noch, aber irgendwann ist es weg. Das ist derart eingeimpft, weil es in meinem Leben derart oft passiert ist, das aus relativ gelungenen Momenten wieder ein Scheitern eintrat.“

So verliert er seine große Liebe und die Musik. Doch zum Schreiben des Buches kehrt er nach Rom zurück, wo Ortheil die Rahmenhandlung seines beeindruckenden autobiografischen Romans ansiedelt. Dort, in jener Stadt, die er mit seinen schönsten Jugendjahren verbindet, erfindet er sein Leben neu, indem er sich erinnert. Aus diesen Erinnerungen, oft nur noch als Fragmente verfügbar, setzt er sein Lebenspuzzle neu zusammen.

Eine begabte Klavierschülerin aus seiner Nachbarschaft, mit deren Mutter er beinahe eine Beziehung beginnt und die er über einige Zeit musikalisch begleitet, weckt in ihm immer wieder Deja-Vus. Sie lassen die Bilder und die Musik der Vergangenheit neu entstehen und neu erklingen und wirken bis in die aktuelle Gegenwart.

Ortheil hat es in seinem wohl persönlichsten Buch auf eine meisterhafte Weise verstanden, das Gestern und das Heute zu verbinden und zu einer einmaligen Leseerfahrung zu machen.

Schon lange hat kein Buch mehr so mitfühlend vom Leben und der Liebe geschrieben. Ortheils Roman ist ohne jeden Kitsch und ohne jedes Pathos ein Buch, dessen wahre Geschichte noch das härteste Leserherz erweichen wird. Ein Buch über die heilende Kraft der Musik und die lebensrettende Wirkung des Schreibens und der Literatur. Denn niemand wird dieses Buch nach atemlosem und gebannt-mitfühlendem Lesen aus der Hand legen, ohne so etwas wie wirklichen Trost und Ermutigung für sein eigenes Leben gespürt zu haben, wie immer es auch aussehen mag. Ein großes Buch, ein wahrhaft meisterhafter Roman.

**Aufgabe 11 – Fragen an den Autor**

Du hast in dieser Unterrichtseinheit viel erfahren über Hanns-Josef Ortheil und seinen Roman „Die Erfindung des Lebens“.

Vielleicht hast du noch Fragen für den Autor?

**Formuliere** sie.

**Notiere** sie hier:

|  |
| --- |
|  |

## **Herta Müller, Das schwäbische Bad**

**„Das schwäbische Bad"**

*Aus den Erzählungen: Niederungen, Textvorlage S. 13f; in: Herta Müller, Leseheft 1999, S. 44-46*

Der Text sollte erst gelesen werden, die Schüler/innen sollten sich über den ersten Eindruck des Textes austauschen, bevor sie in Arbeitsgruppen von etwa vier Personen die Aufgaben beantworten. Arbeitszeit: 1 Schulstunde.

Das Baden der ganzen Familie am Samstagabend war in der Bundesrepublik bis etwa 1950, in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik noch etwas länger, in vielen Familien üblich.

***Herta Müller: „Das schwäbische Bad***

*Es ist Samstagabend. Der Badeofen hat einen glühenden Bauch. Das Lüftungsfenster ist fest geschlossen. In der vergangenen Woche hat der zweijährige Ami wegen der kalten Luft den Schnupfen gehabt. Die Mutter wäscht dem kleinen Ami den Rücken mit einem verwaschenen Höschen. Der kleine Ami schlägt um sich. Die Mutter hebt den kleinen Arni aus der Badewanne. Das arme Kind, sagt der Großvater. So kleine Kinder soll man nicht baden, sagt die Großmutter. Die Mutter steigt in die Badewanne. Das Wasser ist noch heiß. Die Seife schäumt. Die Mutter reibt graue Nudeln von ihrem Hals. Die Nudeln der Mutter schwimmen auf der Wasseroberfläche. Die Wanne hat einen gelben Rand. Die Mutter steigt aus der Badewanne. Das Wasser ist noch heiß, ruft die Mutter dem Vater zu. Der Vater steigt in die Badewanne. Das Wasser ist noch warm. Die Seife schäumt. Der Vater reibt graue Nudeln von seiner Brust. Die Nudeln des Vaters schwimmen mit den Nudeln der Mutter auf der Wasseroberfläche. Die Wanne hat einen braunen Rand. Der Vater steigt aus der Badewanne. Das Wasser ist noch heiß, ruft der Vater der Großmutter zu. Die Großmutter steigt in die Badewanne. Das Wasser ist lauwarm. Die Seife schäumt. Die Großmutter reibt graue Nudeln von ihren Schultern. Die Nudeln der Großmutter schwimmen mit den Nudeln der Mutter und des Vaters auf der Wasseroberfläche. Die Wanne hat einen schwarzen Rand. Das Wasser ist noch heiß, ruft die Großmutter dem Großvater zu.* *Der Großvater steigt in die Bade­wanne. Das* Wasser *ist eiskalt. Die Seife schäumt. Der Großvater reibt graue Nudeln von seinen Ellbogen. Die Nudeln des Großvaters schwimmen mit den Nudeln der Mutter, des Vaters und der Groß­mutter auf der Wasseroberfläche. Die Großmutter öffnet die Bade­zimmertür. Die Großmutter schaut in die Badewanne. Die Großmutter sieht den Großvater nicht. Das schwarze Badewasser schwappt über den schwarzen Rand der Badewanne. Der Großvater muss in der Badewanne sein, denkt die Großmutter. Die Großmutter schließt hinter sich die Badezim­mertür. Der Großvater läßt das Badewasser aus der Badewanne rinnen. Die Nudeln der Mutter,* *des Vaters, der Großmutter und des Großvaters kreisen über dem Abfluß. Die schwäbische Familie sitzt frisch gebadet vor dem Bildschirm. Die schwäbische Familie wartet frisch gebadet auf den Samstag­abendfernsehfilm.*

**Aufgaben**

1. Was befürchten die Großeltern für ihren Enkel?
2. Was ist wohl mit „Nudeln" gemeint? Mit Beginn des Satzes: „Die Mutter steigt aus der Badewanne" bis zu dem Satz: „Die Nudeln des Großvaters .... Wasseroberfläche" wiederholen sich alle Sätze gleichlautend oder mit einem oder mehreren ausgetauschten Wort/Wörtern.
3. Wie oft kommt der Satz: „Die Seife schäumt" vor?
4. Damit Veränderungen sichtbar werden, unterstreicht bitte die Veränderungen in dem Satz: "Die Wanne hat einen gelben Rand" mit Grün. Unterstreicht sie auch in dem Satz : "Das Wasser ist noch heiß" mit Gelb, ebenso in dem Satz:  
   „Die Mutter reibt graue Nudeln von ihrem Hals" mit Rot.
5. Versucht die Veränderungen in steigende, fallende und nur abwechselnde Linien einzuteilen. Was findet Ihr?
6. Welche Wirkung beabsichtigt die Autorin mit dieser Art der Darstellung?
7. Sie will die Monotonie dieser Beschäftigung zeigen.
8. Sie will den Leser zum Lachen bringen.
9. Sie will beides erreichen.

7. Wie versteht ihr den Satz: „Die Großmutter sieht den Großvater nicht" ?

1. Sie sieht ihn nicht wegen hoher Dampfentwicklung.
2. Sie ist kurzsichtig.
3. Die Aussage ist völlig übertrieben.

8. Erkläre die Wirkungsabsicht des oben aufgeführten Satzes im Zusammenhang mit den beiden Sätzen: „Der Großvater muss....die Badezimmertür." Wählt:

1. Die Großmutter soll als praktisch denkende, nüchterne Frau darge­stellt werden.
2. Der Leser soll über die Übertreibung lachen.
3. Der Leser soll über den trockenen Ton lachen.

9. Worüber macht sich die Autorin lustig? Beachtet dafür auch den letzten Ab­satz.

## **Siegfried Lenz, Der Amüsierdoktor**

**DER AMÜSIERDOKTOR** (1960; Text: S. 75-79)

*Didaktisierungsvorschlag*

(ursprünglich in: Siegfried Lenz, Leseheft 1993, S. 15-28)

ZIELGRUPPE: ab 4. Klasse HAVO

DAUER: ca. 2 Unterrichtseinheiten

UNTERRICHTSSCHRITTE:

*Erste Unterrichtseinheit*

a) Der Lehrer führt das Thema "sich amüsieren" mit der Frage ein: "Was amüsiert euch?"

b) In kleinen Gruppen wird das **Arbeitsblatt 1** (nächste Seite) ausgefüllt. Auf einer Skala von 0 bis 100 tragen die Schüler ein, was sie mehr oder weniger amüsiert.

Das Arbeitsblatt enthält bereits einige Vorschläge. Es dürfen auch Zeichnungen gemacht werden.

c) Lehrer: Es gibt auch Leute, die sich überhaupt nicht amüsieren können. Diese schickt man zum AMÜSIERDOKTOR, oder?

FRAGEN : Welche Aufgaben könnte so ein Amüsierdoktor übernehmen?

- *Wo* könnte er arbeiten?

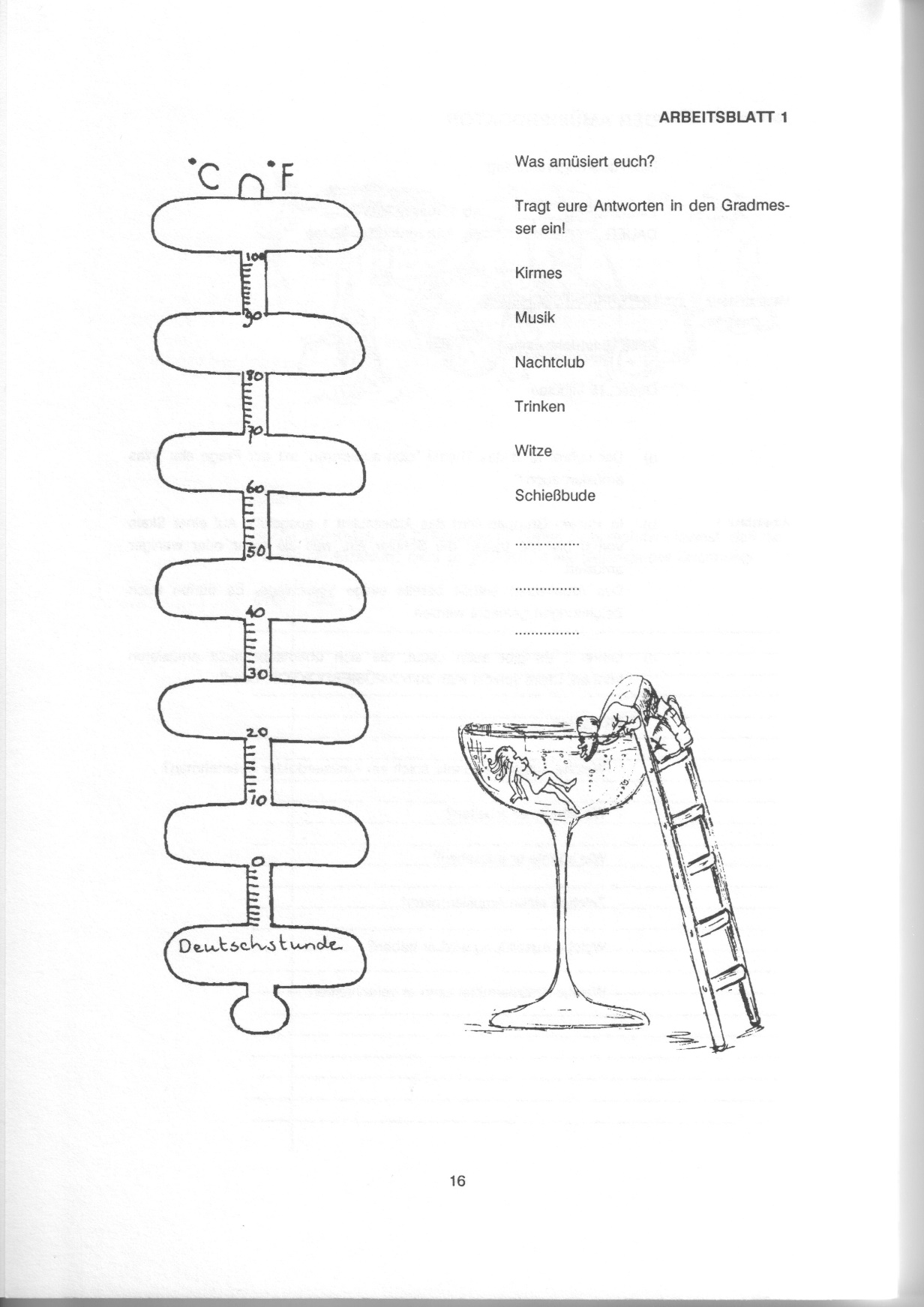
- *Wie* könnte er aussehen?

- Zeichne einen Amüsierdoktor!

- *Welche* Ausbildung wird er haben?

- *Welche* Amüsiermittel könnte er verschreiben?

**Arbeitsblatt 1**

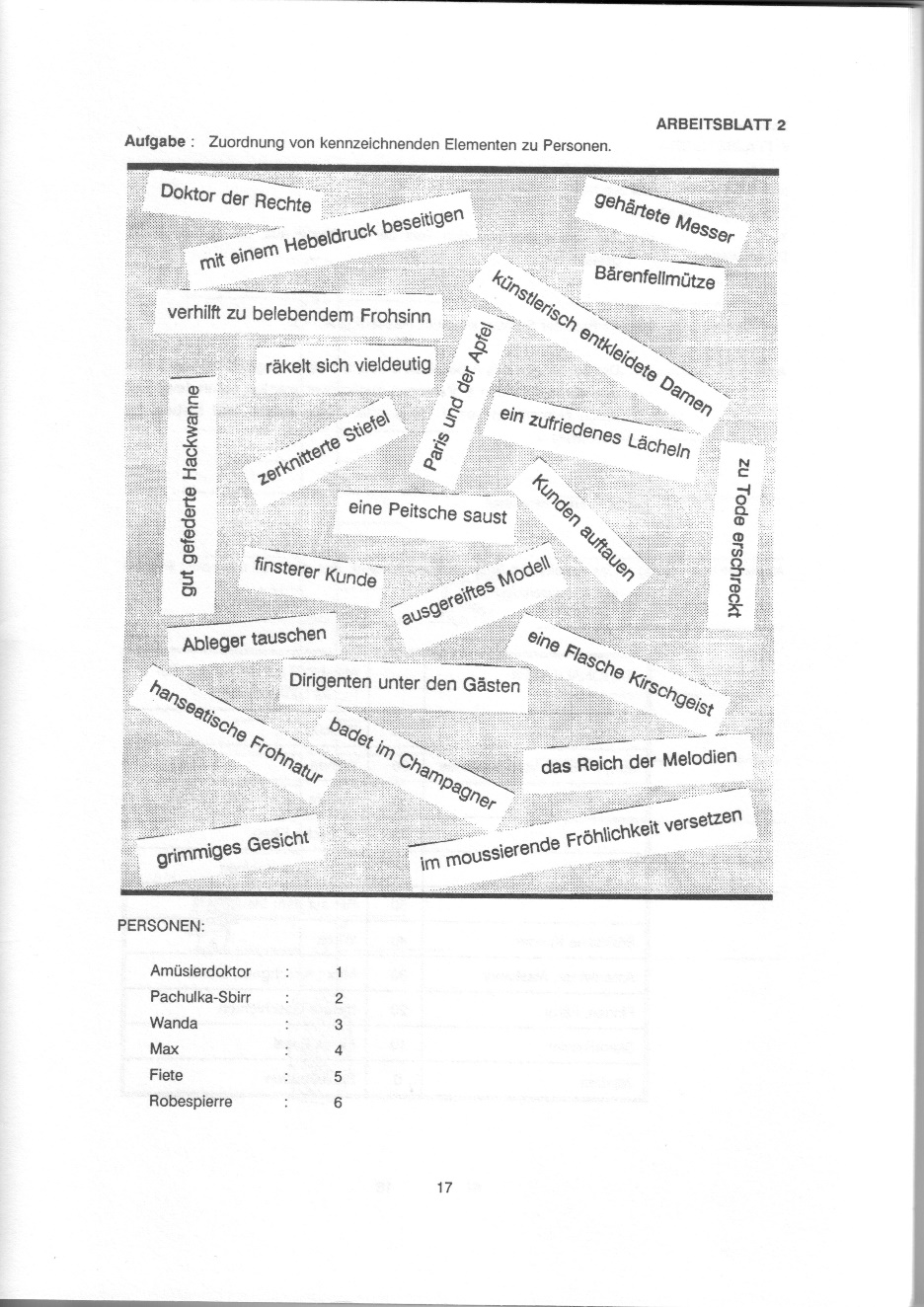


d) Der Lehrer gibt nun den Text der Erzählung aus, die in der Klasse gelesen wird.

Dauer: Rest der Stunde, eventuell Hausaufgabe.

**Arbeitsblatt 2**

e) Der Lehrer gibt das **Arbeitsblatt 2** aus, auf dem ausgewählte Textstellen den vorkommenden 6 Personen zugeordnet werden sollen (eventuell durch Nummerieren von 1 bis 6 oder Ausschneiden und Aufkleben).



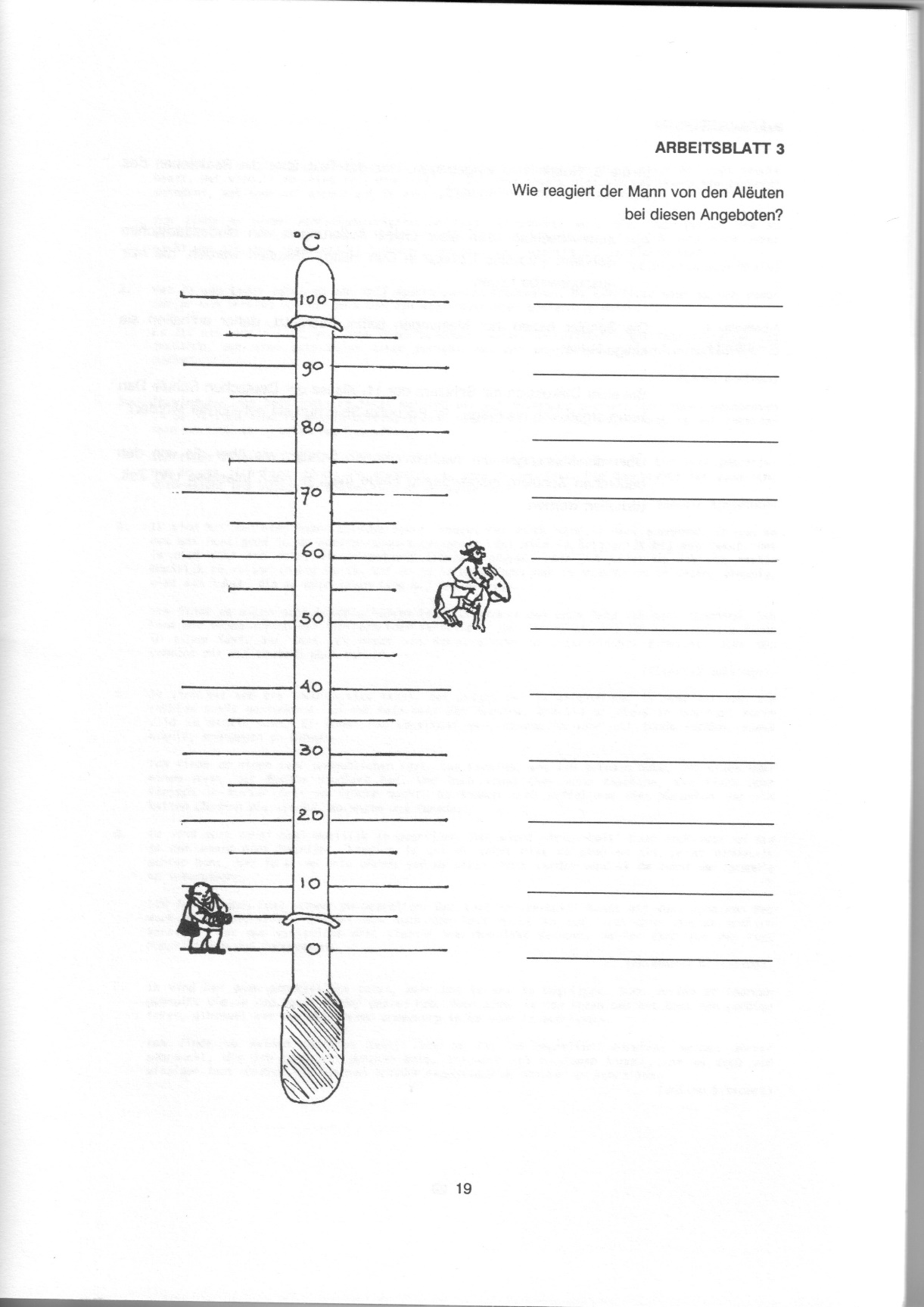
*Zweite Unterrichtseinheit*

**Arbeitsblatt 3**

f) Das **Arbeitsblatt 3** ist ein Thermometer, das wie folgt ausgefüllt werden soll (Gruppenarbeit):

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
| NATIONALITÄTEN |  | ANGEBOTE ZUR AUFHEITE­RUNG DER KUNDEN |
| Pachulka-Sbirr | 100 | Robespierre |
| eisiger Kunde vom Baikalsee | 90 | Wanda |
|  | 80 | weitere Flaschen Kirschgeist |
|  | 70 | erotische Filme |
|  | 60 | Zerrspiegel-Kabinett |
|  | 50 | Ritt auf dem Maultier |
| Sibirische Kunden | 40 | Witze |
| Amerikaner, Alaskaner | 30 | Max : Kirschgeist, Musik |
| Finnen, Färör | 20 | heitere Geschichten |
| Skandinavier | 10 | Fietes Lokal |
| Japaner | 0 | Schießbuden |

**Arbeitsblatt 3**



Eingetragen wird, was der Text über die Reaktionen des Mannes von den Aleuten sagt.

**Arbeitsblatt 4**

Zum Abschluß kann über einige Äußerungen von niederländischen Schülern (Aloysius College in Den Haag) diskutiert werden, die auf S. 74 auszugsweise folgen.

Die Schüler haben ihre Meinungen selbst übersetzt, daher enthalten sie einige Fehler.

Bei einer Diskussion mit Schülern der 11. Klasse der Deutschen Internationalen Schule Den Haag ergab sich die Frage : Ist Pachulka-Sbirr nun ein potentieller Mörder?

Über die Meinungen der niederländischen Schüler wie über die von den deutschen Schülern aufgeworfene Frage kann, je nach Interesse und Zeit, diskutiert werden.

**ARBEITSBLATT 4**

1. Ik vond het een leuke originele tekst. Vooral omdat de ik-persoon die het verteil veel ironie  
heeft. Wel vind ik de tekst vrij moeilijk, ik weet nog steeds niet wat het woord 'Heiterkeit1betekent, wat toch wel essentieel is voor de tekst.

Ich finde *es* einen komischen originellen Text. Besonders, weil die 'ich'-Person die es erzählt, viel Ironie hat. Wohl finde ich den Text ziemlich schwierig; ich weiß noch immer nicht was das Wort 'Heiterkeit1 bedeutet, was doch wohl wichtig ist in diesem Text.

(Bibilotte Duyvestein)

2. Het is een leuke tekst op een vrij aparte manier beschreven. De schrijver weet op een goede  
manier een verslag van het werk van een machineverkoper boeiend te maken.

Es ist ein netter Text, auf eine etwas besondere Weise 'geschrieben'. Der Schriftsteller ist imstande, auf eine gute Weise einen Bericht von der Arbeit eines Maschinenverkäufers zu machen.

(Carst Koelman)

3. Ik vind het een begrijpelijke tekst met nog wel wat onbekende woorden. Een tekst geschreven in de ik-vorm vind ik altijd prettig lezen, deze tekst dus ook. Het verhaal is wel interes­sant en leuk om te weten hoe het afloopt.

Ich finde es einen begreiflichen Text mit noch etwas unbekannten Wörtern. Ein Text geschrie­ben in der 'Ich-Form' finde ich angenehm, so auch diesen Text. Die Geschichte ist auch wohl interessant und es ist nett zu wissen, wie es ablaufen soll.

(Anneke Roozeboom)

4. Ik vind het een heel humoristische tekst, vooral het einde vond ik heel spannend. Ik kan me  
ook wel heel goed in de hoofdpersoon verplaatsen, dat vind ik belangrijk bij een tekst. Het  
is niet echt een tekst van hoogstaand literair niveau, maar dat lijkt me ook een beetje  
moeilijk te volgen in het Duits. Wat er zo in me opkomt: Het is amüsant om te lezen, grappig,  
niet een tekst, die me mijn leven lang bij zal blijven.

Ich finde es einen sehr humoristischen Text, besonders das Ende fand ich sehr spannend. Ich kann mir eindenken in der ich-Form (der Verfasser), das ist etwas, was ich sehr wichtig finde in einem Text. Der Text ist nicht von hohem Niveau in literarischer Hinsicht, aber das scheint mir auf deutsch auch schwer.

(Floortje Hulsinga).

5. Ik vind het een erg onduidelijke tekst. Het enige, dat ik gelezen heb is over een man die  
rechten heeft gestudeerd. En ook iets over een machine, die vis of vlees in een heel körte  
tijd in stukje hakt. Er körnen ook opvallend veel mensen in voor uit koude landen, zoals  
Alaska, Noorwegen en Canada.

Ich finde es einen sehr undeutlichen Text. Das Einzige, was ich gelesen habe, ist etwas über einen Mann, der Rechte studiert hat. Und auch etwas über eine Maschine, die Fisch oder Fleisch in kurzer Zeit in Stücke hackt. Da kommen auch auffallend viel Menschen vor aus kalten Ländern wie Alaska, Norwegen und Kanada.

6. Ik vond deze tekst best moeilijk te begrijpen. Het woord 'Heiterkeit' körnt vaak voor en als  
je dat woord niet begrijpt, begrijp je ook de tekst niet zo goed en als je er eindelijk  
achter bent, ben je al op drie vierde van de tekst. Maar verder vond ik de tekst wel grappig  
en interessant.

Ich fand diesen Text schwer zu begreifen. Das Wort 'Heiterkeit1 kommt oft vor, wenn man das Wort nicht begreift, versteht man auch den Text nicht so gut, und wenn man es endlich versteht, hat man vielleicht drei Viertel von dem Text gelesen. Weiter fand ich den Text humorvoll und interessant.

(Annemarie Wesseling).

7. Ik vind het geen gemakkelijke tekst, maar het is wel te begrijpen. Soms worden er woorden  
gebruikt die ik nog nooit eerder gezien heb. Voor zover ik kon lezen was het best een aardige  
tekst, alhoewel het een wat vreemd onderwerp is om over te schrijven.

Ich finde es keinen leichten Text, aber er ist zu begreifen. Manchmal werden Wörter gebraucht, die ich noch nie gesehen habe. Insoweit ich es lesen konnte, war es doch ein witziger Text obschon ein bißchen fremder Gegenstand um darüber zu schreiben.

(Julien Rikkoert)

**DER AMÜSIERDOKTOR**

Nichts bereitet mir größere Sorgen als Heiterkeit. Seit drei Jahren lebe ich bereits davon; seit drei Jahren beziehe ich mein Gehalt dafür, daß ich die auswärtigen Kunden unseres Unternehmens menschlich betreue: wenn die zehrenden Verhandlungen des Tages aufhören, werden die erschöpften Herren mir überstellt, und meinen Fähigkeiten bleibt es überlassen, ihnen zu belebendem Frohsinn zu verhelfen, zu einer Heiterkeit, die sie für weitere Verhandlungen innerlich lösen soll. »Heiter der Mensch - heiter die Abschlüsse«: in diese Worte faßte der erste Direktor meine Aufgabe zusam­men, der ich nun schon seit drei Jahren zu genügen suche. Wodurch ich für diese Aufgabe überhaupt geeignet er­schien, könnte ich heute nicht mehr sagen, den Ausschlag jedenfalls gab damals meine Promotion zum Doktor der Rechte - weniger meine hanseatische Frohnatur, obwohl die natürlich auch berücksichtigt wurde. Als Spezialist für die Aufheiterung der wesentlichen Kunden fing ich also an, und ich stellte meine Fähigkeiten in den Dienst eines Unternehmens, das Fischverarbeitungsma­schinen herstellte: Filettiermaschinen, Entgrätungsmaschi-nen, erstklassige Guillotinen, die den Fisch mit einem -vorher nie gekannten - Rundschnitt köpften, sodann gab es ein Modell, das einen zwei Meter langen Thunfisch in vier Sekunden zu Fischkarbonade machte, mit so sicheren, so tadellosen Hackschnitten, daß wir dem Modell den Namen »Robespierre« gaben, ohne Besorgnis, in unseren Ver­sprechen zu kühn gewesen zu sein. Ferner stellte das Unternehmen Fischtransportbänder her, Fangvorrichtungen für den Fischabfall und Ersatzteile in imponierendem Um­fang. Da es sich um hochqualifizierte und sensible Maschi­nen handelte, besuchten uns Kunden aus aller Welt, kein Weg war zu lang: aus Japan kamen sie, aus Kanada und Hawaii, kamen aus Marokko und von der Küste des Schwarzen Meers, um über Abschlüsse persönlich zu verhandeln. Und so hatte ich denn nach den Verhandlungen die Aufgabe, gewissermaßen die ganze Welt aufzuheitern. Im großen und ganzen ist es mir auch - das darf ich für mich in Anspruch nehmen - zum Besten des Unternehmens gelungen. Chinesen und Südafrikaner, Koreaner und Norweger und selbst ein seelisch vermummter Mensch aus Spitzbergen: sie alle lernten durch mich die erquickende Macht des Frohsinns kennen, die jeden Verhandlungskrampf löst. Unsere abendlichen Streifzüge durch das Vergnügungsviertel warfen so viel Heiterkeit ab, daß man sie durchaus als eine Art Massage des Herzens beziehungswei­se der Brieftasche ansehen konnte. Indem ich auf nationale Temperamente einging, jedesmal andere Zündschnüre der Heiterkeit legte, gelang es mir ohne besondere Schwierig­keiten, unsere Kunden menschlich zu betreuen oder, wenn man einen modernen Ausdruck nehmen will: für grood *will* zu sorgen. Auf kürzestem Weg führte ich die Herren ins Ver­gnügen. Der Humor wurde mein Metier, und selbst bei dem seelisch vermummten Menschen aus Spitzbergen war ich erfolgreich und überlieferte ihn dem Amüsement. Ich ging in meinem Beruf auf, ich liebte ihn, besonders nachdem sie mir eine zufriedenstellende Gehaltserhöhung zugesichert hatten.

Doch seit einiger Zeit wird die Liebe zu meinem Beruf durch Augenblicke des Zweifels unterbrochen, und wenn nicht durch Zweifel, dann durch einen besonderen Argwohn. Ich fürchte meine Sicherheit verloren zu haben, vor allem aber habe ich den Eindruck, daß ich für meine Arbeit entschie­den unterbezahlt werde, denn nie zuvor war mir bewußt, welch ein Risiko ich mitunter laufe, welch eine Gefahr. Diese Einsicht hat sich erst in der letzten Zeit ergeben. Und ich glaube nun zu wissen, woraus sie sich ergeben hat. Schuld an allem ist einzig und allein Pachulka-Sbirr, ein riesiger Kunde von der entlegenen Inselgruppe der Aleuten. Ich erinnere mich noch, wie ich ihn zum ersten Mal sah: das gelbhäutige, grimmige Gesicht, die Bärenfellmütze, die zerknitterten Stiefel, und ich höre auch noch seine Stimme, die so klang, wie ich mir die Brandung vor seinen heimat­lichen Inseln vorstellte. Als er mir von der Direktion über­stellt wurde und zum ersten Mal grimmig in mein Zimmer trat, erschrak ich leicht, doch schon bald war ich zuversicht­lich genug, auch Pachulka-Sbirr durch Frohsinn seelisch aufzulockern. Nach einem Wasserglas Kirschgeist, mit dem ich ihn anheizte, schob ich den finsteren Kunden ins Auto und fuhr ihn in unser Vergnügungsviertel - fest davon über­zeugt, daß meine Erfahrungen in der Produktion von Heiter­keit auch in seinem Fall ausreichen würden. Wir ließen die Schießbuden aus, den Ort, an dem unsere japanischen Kunden bereits fröhlich zu zwitschern began­nen, denn ich dachte, daß Pachulka-Sbirr handfester aufge­heitert werden müßte, solider sozusagen. Wir fielen gleich in Fietes Lokal ein, in dem sich, von Zeit zu Zeit, drei Damen künstlerisch entkleideten. Ich kannte die Damen gut; oft hatten sie mir geholfen, verstockte skandinavische Kunden, die in Gedanken von den Verhandlungen nicht loskamen, in moussierende Fröhlichkeit zu versetzen, und so gab ich ihnenauch diesmal einen Wink. Sie versprachen, mir zu helfen.

Der Augenblick kam: die Damen entkleideten sich künst­lerisch, und dann, wie es bei Fiele üblich ist, wurde ein Gast gesucht, der als zivilisierter Paris einer der Damen den Apfel überreichen sollte. Wie verabredet, wurde Pachulka-Sbirr dazu ausersehen. Er ging, der riesige Kunde, in die Mitte des Raums, erhielt den Apfel und starrte die entkleideten Damen so finster und drohend an, daß ein kleines Erschrek-ken auf ihren Gesichtern erschien und sie sich instinktiv einige Schritte zurückzogen. Plötzlich, in der beklemmenden Stille, schob Pachuika-Sbirr den Apfel in den Mund, das brechende, mahlende Geräusch seiner kräftigen Kauwerk­zeuge erklang, und unter der sprachlosen Verwunderung aller Gäste kam er an unseren Tisch, setzte sich und starrte grimmig vor sich hin.

Ich gab nicht auf. Ich wußte, wieviel ich dem Unternehmen, wieviel ich auch mir selbst schuldig war, und ich erzählte ihm aus meinem festen Bestand an heiteren Geschichten, deren Wirkung ich bei schweigsamen Finnen, bei Iren und wortkargen Färöer-Bewohnern erfolgreich erprobt hatte. Pachulka-Sbirr saß da in einer Haltung grimmigen Zuhörens und regte sich nicht.

Irritiert verließ ich mit ihm Fietes Lokal, wir zogen zu Max hinüber, fanden unsern reservierten Tisch und bestellten eine Flasche Kirschgeist. Spätestens bei Max war es mir gelungen, brummige Amerikaner, noch brummigere Alaska­ner in Stimmung zu versetzen. Denn im Lokal von Max spielte eine Kapelle, die sich ihren Dirigenten unter den Gästen suchte. Amerikaner und Alaskaner sind gewohnt, über weites Land zu herrschen; das Reich der Melodien ist ein weites Land, und sobald unsere Kunden darüber herr­schen durften, löste sich bei ihnen der Krampf der Ver­handlungen, und Heiterkeit, reine Heiterkeit, erfüllte sie. Da die Aleuten nicht allzuweit von Alaska entfernt sind, glaubte ich Pachulka-Sbirr in gleicher Weise Heiterkeit verschaffen zu können, und nach heimlicher Verständigung stapfte er zum Dirigentenpult - die Bärenfellmütze, die er nie ablegte, auf dem Kopf und an den Füßen die zerknitterten Stiefel. Er nahm den Stab in Empfang. Er ließ ihn wie eine Peitsche durch die Luft sausen, worauf sich die Musiker spontan duckten. Gemächlich zwang er sodann den Stab zwischen Hemd und Haut, um sich den riesigen Rücken zu kratzen. Ich weiß auch nicht, wie es geschehen konnte: unvermutet jedoch riß er den Stab heraus, zerbrach ihn - offenbar reichte er nicht bis zu den juckenden Stellen seines Rückens - und schleuderte ihn in die Kapelle. Mit düsterem Gesicht, während sich die Trompeten einzeln und bang hervorwagten, kam er an den Tisch zurück. Verzweifelt beobachtete ich Pachulka-Sbirr. Nein, ich war noch nicht bereit aufzugeben: mein Ehrgeiz erwachte, ein Berufs-Stolz, den jeder empfindet, und ich schwor mir, ihn nicht ins Hotel zu bringen, bevor es mir nicht gelungen wäre, auch diesen Kunden froh zu stimmen. Ich erinnere mich daran, daß sie mich in der Fabrik den >Amüsierdoktor< nannten, und zwar nicht ohne Anerkennung, und ich wollte beweisen, daß ich diesen Namen verdiente. Ich beschloß, alles zu riskieren. Ich erzählte ihm die Witze, die ich bisher nur gewagt hatte, einem sibirischen Kunden zu erzählen - als letzte Zuflucht gewissermaßen. Pachulka-Sbirr schwieg finster. Das finstere Schweigen schwand nicht von seinem gelbhäutigen Gesicht, welche Mühe ich mir auch mit ihm gab. Der Ritt auf einem Maultier, der Besuch in einem Zerrspiegel-Kabinett, erotische Filme und einige weitere Flaschen Kirschgeist: nichts schien dazu geeignet, seine Stimmung zu heben.

Wanda hatte ich mir bis zuletzt aufgehoben, und nachdem alles andere seine Wirkung verfehlt hatte, gingen wir zu Wanda, die allnächtlich zweimal in einem sehr großen Kelch Champagner badete. Auf Wanda setzte ich meine letzten Hoffnungen. Ihre Kinder und meine Kinder gehen zusam­men zur Schule, gelegentlich tauscht sie mit meiner Frau Ableger für das Blumenfenster; unser Verhältnis ist fast familiär, und so fiel es mir leicht, Wanda ins Vertrauen zu ziehen und ihr zu sagen, was auf dem Spiel stand. Auch Wanda versprach, mir zu helfen. Und als sie nach einem Gast suchte, der ihr beim Verlassen des Sekt-Bades assi­stieren sollte, fiel ihre Wahl mit schöner Unbefangenheit auf Pachulka-Sbirr. Ich glaubte, gewonnen zu haben; denn schon einmal hatte mir Wanda geholfen, einen besonders eisigen Kunden vom Baikalsee aufzutauen. Diesmal mußte es ihr auch gelingen! Doch zu meinem Entsetzen mißlang der Versuch. Ja, ich war entsetzt, als Pachulka-Sbirr auf die Bühne trat, vor das sehr große Sektglas, in dem sich Wanda - was man ihr als Flüchtling nicht zugetraut hätte - vieldeutig räkelte. Sie lächelte ihn an. Sie hielt ihm ihre Arme entge­gen. Die Zuschauer klatschten und klatschten. Da warf sich Pachulka-Sbirr auf die Knie, senkte sein Gesicht über den Sektkelch und begann schnaufend zu trinken - mit dem Erfolg, daß Wanda sich in kurzer Zeit auf dem Trocknen befand und nun keine Hilfe mehr benötigte. Sie warf mir einen verzweifelten Blick zu, den ich mit der gleichen Ver­zweiflung erwiderte. Ich war bereit, zu kapitulieren. Doch gegen Morgen kam unverhofft meine Chance. Pachulka-Sbirr wollte noch einmal die Maschinen sehen, derentwegen er die weite Reise gemacht hatte. Wir fuhren in die Fabrik und betraten die Ausstellungshalle. Wir waren allein, denn der Pförtner kannte mich und kannte auch bereits ihn und ließ uns ungehindert passieren. Düster sinnend legte Pachulka-Sbirr seine Hand auf die Maschinen, rüttelte an ihnen, lauschte in sie hinein, ließ sich noch einmal die Mechanismen von mir erklären, und dabei mach­te er Notizen in einem Taschenkalender. Jede Maschine interessierte ihn, am meisten jedoch interessierte ihn unser Modell >Robespierre<, das in der Lage ist, einen zwei Meter langen Thunfisch in vier Sekunden zu Fischkarbonade zu machen, und zwar mit faszinierenden Schnitten. Als wir vor dem >Robespierre< standen, steckte er den Taschen­kalender ein. Er ging daran, den Höhepunkt unserer Lei­stung eingehend zu untersuchen. Gelegentlich pfiff er vor Bewunderung durch die Zähne, schnalzte oder stieß Zisch­laute aus, und ich spürte wohl, wie er diesem Modell zuneh­mend verfiel. Zur letzten Entscheidung aber, zu dem befrei­enden Entschluß, unseren >Robespierre< zu kaufen, konnte er offenbar nicht finden, und um Pachulka-Sbirr diesen Entschluß zu erleichtern, sprang ich auf die Maschine und legte mich auf die metallene, gut gefederte Hackwanne. Der Augenschein, dachte ich, wird seine Entscheidung be­schleunigen, und ich streckte mich aus und lag wie ein Thunfisch da, der in vier Sekunden zu Fischkarbonade verarbeitet werden soll. Ich blickte hinauf zu den extra gehärteten Messern, die lustig über meinem Hals blinkten. Sie waren sehr schwer und wurden nur von dünnen Stützen gehalten, die mit einem schlichten Hebeldruck beseitigt werden konnten. Lächelnd räkelte ich mich in der Hack­wanne hin und her, denn ich wollte Pachulka-Sbirr verständ­lich machen, daß es auch für den Thunfisch eine Wohltat sein müßte, auf unserem Modell zu liegen. Pachulka-Sbirr lächelte nicht zurück. Er erkundigte sich bei mir, durch welchen Hebeldruck die Messer ausgeklinkt würden. Ich sagte es ihm. Und da ich es ihm sagte, sah ich auch schon, wie die Stützen blitzschnell die Messer freigaben. Die Mes­ser lösten sich. Sie sausten auf mich herab. Doch unmit­telbar vor meinem Hals blockierten sie und federten knir­schend zurück: die Schnittdruck-Vorrichtung klemmte, zitternd, zu Tode erschreckt, zog ich mich aus der Hack­wanne heraus. Ich suchte das Gesicht von Pachulka-Sbirr: ja, und jetzt lag auf seinem Gesicht ein zufriedenes Lächeln. Er lächelte, und in diesem Augenblick schien mir nichts wichtiger zu sein als dies.

Heute allerdings ist unser Modell >Robespierre< noch mehr ausgereift, die Schnittvorrichtung klemmt niemals, und ich frage mich, wie weit ich gehen darf, wenn wieder ein Pachulka-Sbirr von den Aleuten zu uns kommt. Durch ihn habe ich erfahren, wie groß mein Risiko ständig ist und daß berufsmäßige Verbreitung von Heiterkeit nicht überbezahlt werden kann. Ich glaube, daß ich die Gefahr erkannt habe, denn wenn ich heutzutage an Heiterkeit denke, sehe ich über mir lustig blinkende Messer schweben, extra gehärtet...

## **Christa Wolf, Was bleibt**

(Ursprünglich in: Christa Wolf, Leseheft 1995, S. 31-36; Quelle: Sammlung Luchterhand dtv 11929, 1994)

**Was bleibt (1)**

*S. 13-15*

Sie standen wieder da.

Es war neun Uhr fünf. Seit drei Minuten standen sie wieder da, ich hatte es sofort gemerkt. Ich hatte einen Ruck gespürt, den Ausschlag eines Zeigers in mir, der nachzitterte. Ein Blick, beinahe überflüssig, bestätigte es. Die Farbe des Autos war heute ein gedecktes Grün, seine Besatzung bestand aus drei jungen Herren. Ob diese Herren ausgewechselt wurden wie die Autos? Und was wäre mir lieber gewesen — daß es immer dieselben waren oder immer andere? Ich kannte sie nicht, das heißt, doch, einen kannte ich: den, der neulich ausgestiegen und über die Straße auf mich zugekommen war, allerdings nur, um sich an dem Bockwurst­stand unter unserem Fenster anzustellen, und der mit drei Bockwürsten auf einem großen Pappteller und mit drei Schrippen in den Taschen seiner graugrünen Kutte zu dem Auto zurückgekehrt war. Zu einem *blauen* Auto, übrigens, mit der Nummer... Ich suchte den Zettel, auf dem ich die Autonummer notierte, wenn ich sie erkennen konnte. Dieser junge Herr oder Genösse hatte dunkles Haar gehabt, das sich am Scheitel zu lichten begann, das hatte ich von oben sehen können. Bnen Augenblick lang hatte ich mir in der Vorstellung gefallen, daß ich als erste die beginnende Glatze des jungen Herrn bemerkte, eher als seine eigene Frau, die womöglich nie derart aufmerksam auf ihn herabsah. Ich hatte mir vorstellen müssen, wie sie dann gemütlich in ihrem Auto beieinanderhockten (im Auto kann ja sehr gemütlich sein, besonders wenn draußen Wind geht und sogar einzelne ropfen fallen), wie sie die Bockwürste aufaßen und nicht einmal frieren mußten, denn der Motor lief leise und heizte ihnen ein. Aber was tranken sie dazu? Führten sie. wie andere Werktätige, jeder eine Thermosflasche voll Kaffee mit?

**Was bleibt (2)**

*S. 44 - 48*

Seit wann hatte ich etwas gegen Jürgen M.? Seit wann glaubte ich zu wissen, was der brauchte? Was hatte ich denn noch, ohne es überhaupt zu merken, über Jürgen M. gespeichert? Jürgen M. als Referent — wahrhaftig, auch das hatte es gegeben. Vor oder nach der Affäre mit seinem Professor? Das wußte ich nicht mehr. Der Ruf der Offenheit ging ihm voraus, und es stimmte, er war offen, aber auf mich wirkte alles, was er sagte, wie eine Rechtfertigung für frühere oder spätere Handlungen. Ich erinnerte mich, wie fasziniert viele unserer Kollegen von Jürgen M. waren: Endlich mal einer, der's sagt, wie es ist. Er bekam starken Beifall, erinnerte ich mich, und ich wollte, schwer bedrückt, schnell nach Hause gehen, aber er paßte mich an der Tür ab und schleppte mich mit in die Bierstube. Es wurde eine große Runde, ein langer Abend. Daß Jürgen M. trank, hatte ich nicht gewußt. Als er anfing, unkontrolliert zu reden, machte ich den Fehler, ihn zu fragen: Warum trinkst du? Da warf er seinen Kopf zu mir herum, als hätte ich ihm einen Schlag versetzt. Immer obenauf, Madam! sagte er. Der Mensch haßte mich. Hab ich dir was getan, sagte ich hilflos, und der Satz durchstach den Damm, den Jürgen M. um sich aufgeschüttet hatte, und unaufhaltsam entströmte ihm ein Selbstbekenntnis, das ich anhören mußte und nicht anhören wollte, denn ich wußte: Danach haßt er mich nicht nur, danach wird er mir gefährlich. Aber ich war im Bann seiner Wut und meiner eigenen Neugier, und so erfuhr ich denn, daß er, Jürgen M., seit Jahren mich und mein Leben verfolgte. Daß er jedes Wort kannte, das ich gesagt oder geschrieben, vor allem jedes Wort, das ich verweigert hatte; daß er meine Verhältnisse so genau kannte, wie ein Außenstehender die Verhält­nisse eines anderen überhaupt kennen kann; daß er sich in mich hineingedacht, hineingefühlt hatte mit einer Intensität, die mich bestürzte, und daß er mich — was ihn zur Weißglut reizte — für erfolgreich und glücklich hielt. Und für hochmütig, das vor allem. Hochmütig, fragte ich töricht, inwiefern denn das. Insofern ich zu glauben scheine, man könne alles haben, was ich hatte, ohne dafür seine Seele zu verkaufen. Aber ich bitte dich, sagte ich, um nur die Beklemmung zu durch­brechen, wir sind doch nicht mehr im Mittelalter! — An dem Abend hatte ich Pech, ich gab ihm nur Stichworte, auf die er gewartet zu haben schien, denn nun packte es ihn erst richtig. Nicht im Mittelalter! Da habe man es. Das sei es ja gerade, was zu glauben ich mir herausnähme, wahrscheinlich sogar wirklich glaube, und nicht nur, wie er lange gedacht habe, als Losung raffiniert vor mir hertrage, um mir dahinter alles erlauben zu können, denn wer würde einer solchen Losung heutzu­tage widersprechen? Deine ganze Traumtänzerei, sagte Jürgen M., dieses Gehabe auf dem Seil, ohne abzustürzen. Nun aber, unter vier Augen, wolle er mir mal den Star stechen. Nicht im Mittelalter? O doch, Madam. Wir sind im Mittelalter. Es hat sich nichts geändert, abgesehen von Äußerlichkeiten. Und es wird sich nichts ändern, und wenn man sich als Wissender über die Masse der Unwissenden erheben wolle, dann müsse man seine Seele verkaufen, wie eh und je. Und, wenn ich es genau wissen wolle, Blut fließe auch dabei, wenn auch nicht das eigene. Nicht immer das eigene.

Jetzt wußte ich wieder, was ich damals plötzlich begriff: Sie hatten ihn in der Hand. Und ich erinnerte mich, daß mein Hochmut — darin mochte er recht haben, begabter Psychologe, der er war — mich hinriß, ihn leise zu fragen: Warum steigst du nicht aus. Und wie er weiß wurde wie die Wand, die Augen aufriß, sein Gesicht dem meinen nah brachte, daß ich seinen Bieratem roch, und deutlich und stocknüchtern drei Worte sagte. Ich — habe — Angst. Gleich danach spielte er wieder den Betrunkenen, ich stand auf, klopfte auf den Tisch und ging. Danach habe ich Jürgen M. jahrelang nicht gesehen, habe die Szene vergessen, die er niemals vergessen wird, und nun muß er mich nicht mehr kennen, sitzt in dem Haus mit den vielen Telefonen und sammelt nach Herzenslust alle Nachrichten über mich, die kein anderer bekommen könnte, und dankt jeden Morgen seinem Schicksal, das ihn an diesen Platz gestellt hat, an dem er seinem leidenschaft­lichen Gelüst Genüge tun und zugleich der Gesellschaft nützlich sein kann.

Wie ich selbst, auf meinem Platz.

**Was bleibt (3)**

*S. 53-54, S. 61*

Ich fing an, meine Post zu lesen, nach den üblichen Präliminarien; nachdem ich mich vergewissert hatte, daß kein unliebsamer Absender dabei war, keiner, der mich ängstigte. Nachdem ich die Umschläge so gegen den Lichteinfall gehalten hatte, bis jener sich spiegelnde Kleberand zutage trat, der offenbar durch das zweite Zukleben entstand. Viel seltener waren die Kleberänder der Briefumschläge stärker gewellt als üblich, und nur vereinzelt fand ich den Briefbogen innen an das Kuvert angeklebt. Derartige Pannen sollten vermeidbar sein. Irgendwo — sicherlich nicht mal im verborgenen — mußte es ein riesiges Haus geben (oder gab es etwas kleinere Häuser in allen Bezirken?), in dem täglich waggonweise Post angeliefert wurde, die dann an einem langen Fließband von fleißigen Frauenhänden sortiert und nach uns undurchschaubaren Gesichtspunkten anderen Stockwerken zugelei­tet wurde, wo wiederum Frauen über Dampf — oder gab es inzwischen effektivere Methoden? — vorsichtig, vorsichtig die Briefe öffneten und sie dem Allerheiligsten zuführten, in dem versierte Kollegen die Ablichtungsapparaturen bedienen mochten, die wir in unseren Bibliotheken und Verlagshäusern so schmerzlich vermißten. Ein Heer von Mitarbeitern, dem niemals eine Würdigung in der Presse zuteil wurde; dem kein Tag im Jahr gewidmet war, wie den Bergleuten, den Lehrern oder den Mitarbeitern des Gesundheitswesens; eine gewiß immer weiter anwachsende Schar, die sich damit abfinden mußte, im Dunkeln zu wirken. Das Wort »Dunkelziffer« hakte sich in mir fest, ich schrieb es auf einen Zettel. Die Tätigkeit großer Bevölkerungsteile verschwindet in einer Dunkelziffer. Ich sah Menschenmengen in einen tiefen Schatten eintauchen. Ihr Los kam mir nicht beneidenswert vor.

Wie lange war es her, daß ich keine vertraulichen und vertrauten Briefe mehr geschrieben hatte. Daß ich mich zwingen mußte, überhaupt zu schreiben. Ich wußte es nicht mehr. Wann hatte die Zeit der Als-ob-Briefe begonnen — als ich mich entschlossen hatte, zu schreiben, als ob niemand mitläse; als ob ich unbefangen, als ob ich vertraulich schriebe. Ich wußte es nicht mehr. Nur soviel wußte ich: Für spontane Briefe war ich verdorben, und die Verbindung zu entfernt wohnenden Briefpartnern trocknete aus. Konnte ich darüber noch Bedauern empfinden? Entsetzen? War es mir nicht selbstverständlich geworden? Sie schaffen es, dachte ich. Und wie sie es schaffen.

Was bleibt

in: Sammlung Luchterhand, dtv 11 929, 1990, S. 53-55, S. 61

**Didaktisierungsvorschlag**

ZIELGRUPPE : ab 4. Klasse HAVO/VWO

1. LEHRERHINWEIS:

Der Staatssicherheitsdienst (= »die STASI«) — siehe auch Lehrer-lnfo —

hat unter anderem Briefe von DDR-Bürgern und an DDR-Bürger kontrolliert und zensiert.

Die Schüler sollen sich anhand des Arbeitsblatts 1 ein Bild von der

Tätigkeit der STASI machen.

AUFTRÄGE:

a. Was bedeutet STASI?

b. Wer war der Leiter der STASI?

c. Mit welchen Mitteln arbeitete die STASI?

d. Wie heißt der entsprechende Dienst in der Bundesrepublik?

e. Wieso ist die STASI heute noch interessant?

2. Die Schüler erhalten den Text und lesen ihn in der Klasse.

AUFTRÄGE (zur Auswahl):

1. Sammelt in 2er-Gruppen gute Ideen, wie ihr verhindern könnt, dass  
   eure Briefe von Leuten gelesen werden, für die sie nicht bestimmt  
   sind.
2. Wie könnt ihr erkennen, ob Post, die ihr bekommt, schon geöffnet  
   worden ist?
3. Schreibt ein kurzes Rollenspiel:

Du hast gemerkt, daß deine Mutter (Vater, Schwester ...) dein Tage­buch gelesen hat. Stell sie/ihn zur Rede.

4. Jede 2er-Gruppe verfasst einen Brief, in dem sie Lücken lässt, die auf  
eine Zensur hinweisen könnten.

Je zwei Gruppen tauschen ihre Briefe aus und versuchen, die Lücken zu ergänzen.

5. Was sind für einen Schriftsteller die Folgen der Zensur?  
Wie kann er/sie Zensur umgehen?

LEHRER-INFO:

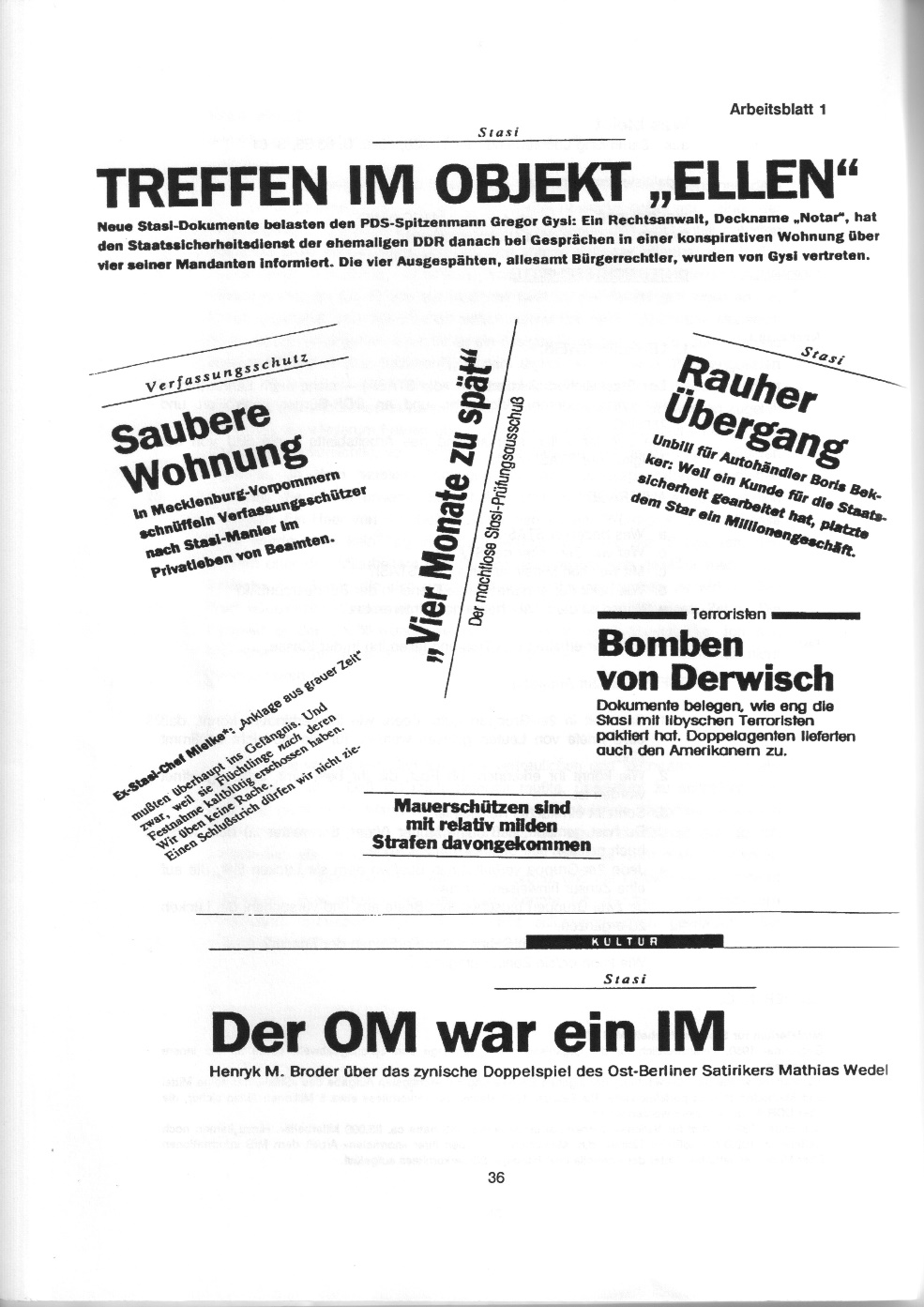
**Ministerium für Staatssicherheit/MfS (Stasi)**

Gegründet 1950. Verantwortlich für die Organisation von Spionage und Spionageabwehr sowie für die innere Sicherheit.

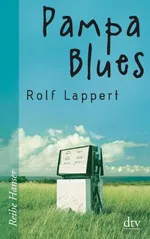
Zunehmend wurde die Überwachung der eigenen Bevölkerung zur wichtigsten Aufgabe der »Stasi«, die ihre Mittel und Methoden ständig perfektionierte. Bis Februar 1990 stellten Bürgerkomitees etwa 5 Millionen Akten sicher, die über DDR-Bürger angelegt worden waren.

Das MfS wurde Ende 1989 in *»Amt für Nationale Sicherheit«* umbenannt und hatte ca. 85.000 Mitarbeiter. Hinzu kamen noch ca. 109.000 »inoffiziell Tätige«, d.h. Menschen, die neben ihrer »normalen« Arbeit dem MfS Informationen über Mitbürger lieferten.

**Arbeitsblatt 1**



# **7) Rolf Lappert, Pampa Blues**

***A) Vor dem Lesen***

1. **Leben auf dem Dorf**

|  |
| --- |
| Im Februar 2012 ist Rolf Lapperts erstes Buch für jugendliche Leserinnen und Leser erschienen: "Pampa Blues" erzählt die Geschichte des 16-jährigen Ben Schilling, der in einem winzigen Kaff in der nordostdeutschen Provinz sitzt und sich um seinen demenzkranken Großvater Karl kümmern muss.  Die folgenden zwei Nächte las ich. Kein Schlaf, nichts anderes. Und ich las zwei Mal. Und auch beim zweiten Mal war die größte Enttäuschung, dass das Buch auf Seite 252 einfach endete.  *Lutz van Dijk, Laudatio zum Kinder- und Jugendbuchpreis der Stadt Oldenburg, November 2012*  Quelle: http://www.literaturport.de/Rolf.Lappert/ |

Diese Startaufgabe kreist um das Leben auf einem Dorf. Rolf Lapperts Jugendroman ***Pampa Blues*** spielt nämlich in einem kleinen erfundenen Dorf irgendwo in Norddeutschland, „einem verschlafenen Kaff“, *Wingroden*. Die Ich-Person im Buch, Ben (16), sagt über den Namen Wingroden, dass das ein Anagramm sein könnte für „Nirgendwo“.

1. Was ist ein ‚Anagramm‘? **Suche** im Internet einige Beispiele:
2. ……………………………………………………………..
3. ……………………………………………………………..
4. ……………………………………………………………..
5. Du kannst auch selber ein Anagramm produzieren. **Suche** zwei deutsche Wörter oder Eigennamen, aus denen du ein Anagramm machen möchtest. **Gib** sie ein in den Annagramm-Generator auf <http://www.nlp.de/cgi-bin/anagrams/wordplay.cgi>, und **notiere** das Ergebnis. **Vergleicht** untereinander und **präsentiert** das schönste Anagramm!

|  |  |
| --- | --- |
| ***Meine Wörter/Namen*** | ***Die Anagramme davon*** |
| 1. |  |
| 2. |  |

***B) Lesephase***

**1) Einstieg: kurzer Inhalt des Romans**

**Auf** [**https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/kinderbuch/rolf-lapperts-jugendbuch-pampa-blues-kinder-kriegen-sie-in-wingroden-nicht-mehr-11969667.html**](https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/kinderbuch/rolf-lapperts-jugendbuch-pampa-blues-kinder-kriegen-sie-in-wingroden-nicht-mehr-11969667.html) **steht ein ausführlicher Artikel über Rolf Lapperts Buch „Pampa Blues“.**

1. **Lies** diesen Artikel. **Markiere** alles, was im Artikel über das Dorf und über Personen im Roman gesagt wird. **Trage** die Info über das Dorf, die Personen und die Sache mit dem UFO in folgende Tabelle ein:

|  |  |
| --- | --- |
| **das Dorf** |  |
| *Wingroden* |  |
|  |  |
| **Personen** | **Info über die Personen** |
| *Ben* |  |
| *Bens Opa* |  |
| *Bens Mutter* |  |
| *Maslow* |  |
| *Lena* |  |
|  |  |
| **UFO** |  |
| *Die Sache mit dem UFO* |  |

**2) Der Beginn der Geschichte**

Im Startkapitel des Romans werden die wichtigsten Personen und ihre Umgebung vorgestellt.

1. **Lies** den Text. **Unterstreiche** die wichtigsten Informationen über die verschiedenen Personen, pro Person mit einer anderen Farbe.

S. 9-17

*ICH HASSE MEIN LEBEN. In drei Jahren werde ich zwanzig, das ist die Hälfte von vierzig. In acht Jahren ist Karl neunzig, und ich bin fünfundzwanzig und vielleicht noch immer hier. Mit ihm. Das will ich mir gar nicht erst vorstellen. Die Realität reicht mir völlig.*

Karl steht vor mir, splitternackt. Schaum liegt auf seinen knochigen Schultern wie Schnee. Er schlottert ein wenig, da­bei ist es warm im Badezimmer. Der Spiegel hat sich beschla­gen, unter der Decke hängen Dampfschwaden. Ich trockne Karl den Rücken ab, weil er das nicht mehr selber kann. Was Karl alles nicht mehr selber kann, würde ganze Bücher fül­len. Karl schwankt und streckt die Arme nach der Wand aus. In fünfundsechzig Jahren bin ich so alt wie er jetzt.

»Hier, dein Gehänge kannst du dir selber abrubbeln«, sage ich und gebe ihm das Handtuch.

»Gehänge ist gut«, nuschelt Karl und kichert.

Manchmal versteht Karl alles, sogar schlüpfrige Sprüche. Dann ist sein Kopf ein altes Radio, in dem die verstaubten Röhren noch einmal aufglühen und auf Empfang gehen. Aber meistens reicht es gerade einmal für die einfachsten Sätze, an schlechten Tagen bloß für einzelne Wörter wie essen oder schlafen oder Kuchen. Mit Karl geht es bergab. Wenn sein Ge­hirn den Betrieb irgendwann völlig aufgibt, können wir uns überhaupt nicht mehr unterhalten. Ich weiß nicht, ob ich es vermissen werde.

Mit fünfzehn habe ich bei Karl eine Lehre als Gärtner ange­fangen. Meine Mutter hielt das für eine tolle Idee, aber das war nur eine Notlösung, die einfachste Art, mich nach dem Tod meines Vaters abzuschieben. Karl durfte eigentlich gar keine Lehrlinge mehr ausbilden. Sein Gehirn funktionierte damals zwar noch ziemlich tadellos, aber er war alt, hatte kaputte Knie und werkelte nur noch zum Vergnügen im Garten vor sich hin. Trotzdem schaffte es meine Mutter irgendwie, die Sache mit den Behörden zu regeln. Ich glaube, bei den vielen Schulabbrechern und arbeitslosen Jugendlichen, die es in der Ge­gend gibt, ist es den Beamten völlig egal, was ich hier so treibe. Hauptsache, ich bin versorgt, lungere nicht rum und nehme keine Drogen.

Karl brachte mir bei, wie man Blumenzwiebeln eingräbt, Rosenbüsche zurückschneidet und Setzlinge umtopft. Von ihm weiß ich, wie man gute Komposterde macht und Blatt­läuse loswird. Ich kann eine Stein-Nelke von einer Pfingst-Nelke unterscheiden und mit einer Felghacke ebenso gut um­gehen wie mit einem Krail. Was ich hier nicht gelernt habe, ist, wie die Welt da draußen funktioniert und wie sich ein nacktes Mädchen anfühlt.

Meine Mutter hat mich ein Jahr lang jeden Donnerstag in die Stadt zur Berufsschule gefahren, eine Stunde hin und eine zurück. Sie ist Sängerin. In der Zeit ist sie mit Tanzbands bei Partys, Firmenfeiern und Hochzeiten aufgetreten. Aber eigent­lich ist meine Mutter Jazzsängerin. Sie tingelt mit einem Quar­tett durch die Clubs und Kneipen Europas. Piano, Saxofon, Bass, Schlagzeug und sie. Auf dem Pressefoto trägt sie ein lan­ges schwarzes Kleid und schwarze Handschuhe, die bis zu den Ellbogen reichen. Ihre vier Musiker tragen Smokings und Fliegen, und alle lächeln in die Kamera. Unter dem Bild steht in geschwungener Schrift BETTY BLACK & THE EMERALD JAZZ BAND. Der Mädchenname meiner Mutter ist Passlack, Bettina Passlack. Sie fand, das klinge zu sehr nach Neuruppin und zu wenig nach New York. Schilling, den Na­men meines Vaters, hat sie nie benutzt. In ihrem Pass steht: Bettina Schilling-Passlack, aber in der Musikszene kennt man sie nur unter ihrem Künstlernamen. Sie kommt viel rum, reist durch ganz Europa, von Palermo bis Helsinki, von Alicante bis Warschau. Für eine große Karriere hat es trotzdem nicht gereicht. Keine Ahnung, warum. Vielleicht fehlt ihr der Ehr­geiz, der richtige Biss. Oder ein tüchtiger Manager. Oder ihre Stimme ist zu durchschnittlich. Und dann Jazz. Ich meine, wer hört sich so was überhaupt an?

Nach dem Bad helfe ich Karl beim Anziehen, dann koche ich uns Mittagessen. Karl deckt den Tisch. Frau Wernicke, die Krankenpflegerin, die einmal pro Woche nach Karl sieht, hat mir gesagt, ich soll Karl kleine Aufgaben geben, damit sein Gehirn etwas zu tun hat. Eine von Karls Aufgaben ist es, drei­mal täglich den Tisch zu decken. Frau Wernicke sagt, das sei eine Art Training, um die geistige Leistungsfähigkeit zu stei­gern, aber in Karls Fall scheint die Sache nicht wirklich zu funktionieren. Meistens vergisst er etwas, einen Löffel, eine Tasse, beide Servietten. Oft liegen zwei Gabeln neben jedem Teller, aber keine Messer, oder er stellt Kaffeetassen hin statt Wassergläser. Manchmal steht er vor dem leeren Tisch und kann sich nicht erinnern, was er tun soll. Dann muss ich für ihn das Geschirr und Besteck rausnehmen und ihm alles zei­gen. Wenn er einen besonders schlechten Tag hat und fünf Minuten lang ratlos einen Löffel in den Händen dreht, setze ich ihn auf seinen Stuhl und lasse ihn Papierschnipsel ma­chen. Das verlernt er nie.

Heute hat Karl einen ziemlich guten Tag. Messer und Ga­bel sind zwar auf der falschen Seite, aber dafür hat er bis auf die Glasuntersetzer und die Servietten nichts vergessen. Er trägt schwarze Socken, eine weite graue Hose und ein weißes Hemd. Wenn er rasiert wäre, würde er direkt passabel ausse­hen. Ich hole die Servietten aus der Schublade, stopfe Karl eine in den Kragen und kremple seine Ärmel hoch.

»Danke«, sagt Karl. Im Durchschnitt bedankt er sich etwa zehntausendmal pro Tag bei mir, egal, ob ich ihm in die Pantoffeln helfe, Butter aufs Brot schmiere oder die Brille putze.

»Guten Appetit«, sage ich.

»Danke«, sagt Karl. Die Keksdose, die neben ihm auf dem Boden steht, ist voller daumennagelgroßer Schnipsel in zahl­losen Blautönen.

Wenn ich am Morgen unausgeschlafen oder am Abend vom Tag genervt bin und Karls Essgeräusche nicht hören will, sein Gepuste und Geschlürfe, sein Kauen und Schmat­zen, drehe ich das Radio neben der Spüle an. Aber jetzt um die Mittagszeit läuft auf allen Sendern nur Mist, und ich lasse es bleiben.

»Wochenrückblick«, sagt Karl.

»Was?« Manchmal benutzt Karl Wörter, die ich vorher noch nie von ihm gehört habe. Dann bin ich immer völlig baff und muss daran denken, wie er mir früher immer Ge­schichten erzählt hat, als sein Gehirn noch kein bröseliger Schwamm war.

»Sagt Selma zu so was. Wochenrückblick.«

Karl kann sich einen Hut aufsetzen und mich drei Sekun­den später fragen, wo sein Hut ist. Aber ab und zu berühren sich in seinem Kopf ein paar Drähte, und eine Erinnerung blitzt auf, die jahrelang in einer Ecke verstaubt ist.

»Wir sind hier am Arsch der Welt, nicht am englischen Hof«, sage ich eine Spur zu schroff. Auch ich habe meine schlechten Tage. Heute ist einer. Am Morgen hatte Karl Leim in den Haaren, beim Frühstück ist ihm Eigelb auf die frisch gewaschene Pyjamahose getropft, und als er in die Badewanne sollte, hat er sich geweigert und wie ein kleines Kind aufge­führt.

»Mir schmeckt's«, sagt Karl. Ironie und Zynismus prallen an ihm ab. Nur wenn ich ihn anschreie, zuckt er zusammen und sieht mich verdattert an. Dann tut es mir jedes Mal furcht­bar leid, und ich entschuldige mich bei ihm und schäle ihm einen Apfel oder eine Mandarine.

»Na, da bin ja beruhigt«, sage ich.

Ich kenne meine Großmutter bloß von Fotos. Sie hat Karl verlassen, bevor ich geboren wurde. Warum er ausgerechnet heute an sie denkt, ist mir schleierhaft. Den Ausdruck Wo chenrückblick hat er bestimmt nicht erfunden. Das Mittag­essen besteht aus Schnitzeln von gestern, Kohl von vorgestern, Reis vom Dienstag und Marmorkuchen von letzter Woche. Wochenrückblick scheint mir eine treffende Bezeichnung da­für zu sein.

»Vergiss deine Pillen nicht«, sage ich und schiebe ihm den Unterteller mit den Tabletten hin.

»Danke.« Karl legt sich eine Kapsel nach der andern auf die Zunge und spült sie mit einem Schluck Wasser runter.

Hin und wieder, nicht sehr oft, stelle ich mir vor, wie es wäre, wenn Karl sterben würde. Ganz selten wünsche ich mir, ihn am Morgen tot in seinem Bett zu finden. Wenn meine Großmutter nicht weggegangen wäre, hätte *sie* Karl am Hals. Wer behauptet, man könne über sein Leben selber bestim­men, hat keine Ahnung. Und bestimmt keinen senilen Opa, um den er sich kümmern muss.

Am frühen Nachmittag schiebe ich das Tuk-Tuk aus der Scheune. Vor etwa drei Jahren habe ich im Fernsehen einen Bericht über Indonesien gesehen, wo Tausende Tuk-Tuks auf den Straßen fahren. Von Horst, einem der Bauern aus der Gegend, habe ich ein kaputtes Mofa bekommen. Als Gegen­leistung musste ich seine Melkmaschine reparieren. Ich bin in technischen Dingen ziemlich gut, das habe ich in Maslows Garage gelernt und aus Fachbüchern. Drei Wochen später habe ich mit dem Tuk-Tuk die erste Probefahrt gemacht. Die Bemalung und Verzierung kam erst später dazu, und noch immer klebe ich alles Mögliche an die Seitenwände und das Dach der Kabine: Münzen, vom Wind und Regen geschliffene Glasscherben, Plastikspielzeug aus Müslipackungen, nutzlose Schlüssel, einzelne Schachfiguren, Schneckenhäuser, Rad­kappen, den bleichen Schädel einer Maus. Manchmal gibt mir Maslow etwas oder Horst oder Willi oder Otto. Zum Beispiel die rote Abdeckung eines Rücklichts, für das es kein Fahrzeug mehr gibt, einen Kronkorken aus Italien, einen Manschetten­knopf, eine Hundemarke. Anna schenkt mir ab und zu eine mit billigem Strass verzierte Brosche oder eine zerbrochene Haarspange, die im Sonnenlicht glitzert. Jede Woche kommt etwas Neues dazu.

Ich lasse das Tuk-Tuk im Schatten stehen und gehe zurück ins Haus. Karl sitzt auf dem Hocker in der Küche und betrach­tet seine Schuhe. Seine Hände liegen auf den Knien, faltig und fleckig, durchzogen von blauen Adern. Ich habe Fotos ge­sehen, die ihn als jungen Mann zeigen, als kräftigen, coolen Typ mit vollen schwarzen Haaren und klaren Augen, in denen kein Zweifel zu erkennen ist und keine Ratlosigkeit. Die Fotos liegen in einer Schachtel in Karls Schrank, und ich kann kaum glauben, dass sie denselben Menschen zeigen, der jetzt vor mir sitzt und sich nicht erinnern kann, wie man die Schnür­senkel bindet.

Ich versuche, nicht daran zu denken, aber genau das macht mir am meisten Angst: dass ich irgendwann derjenige bin, der auf diesem verdammten Hocker sitzt und sich nicht an sein Leben erinnern kann. Weil ich keins hatte.

»Es ist ganz einfach, sieh her«, sage ich zu Karl, knie mich vor ihn hin und schnüre ihm den linken Schuh.

»Danke«, sagt er.

»Den ändern machst du.«

Karl zögert, dann nimmt er die Schnürsenkel in die Finger, kreuzt sie umständlich und weiß nicht mehr weiter. »Und jetzt?«

»Den einen unter dem ändern durch«, sage ich.

Karl vollführt im Zeitlupentempo ein paar sinnlose Bewe­gungen und ächzt, als würde er Schwerstarbeit verrichten.

»Lass gut sein.« Bevor er sich völlig verheddert, nehme ich ihm die Schnürsenkel aus den Händen und mache es selbst.

»Danke«, sagt Karl.

Ich setze ihm den Helm auf den Kopf, ziehe den Kinnrie­men fest und trage ihm die Keksdose mit den Papierschnip­seln hinterher. Auch dafür bedankt sich mein Großvater.

In der Scheune steht ein alter VW-Bus. Eigentlich ist es nur eine halb verrostete Karosserie unter einer Plane. Die Sitze lehnen an der Wand, von leeren Düngersäcken notdürftig gegen die staubige Erde geschützt, die der Wind durch die Bretterritzen weht. Der Motor liegt in einer Holzkiste wie in einem Sarg. Alle paar Wochen treibt Maslow ein Ersatzteil auf, manchmal kommt monatelang nichts. Wenn es in dem Tempo weitergeht, bin ich dreißig, bis der Bus restauriert ist.

Karl wäre dann fünfundneunzig. Wie er so im Mittagslicht dasteht, den Helm auf dem Kopf und den Blick unbekümmert in die Ferne gerichtet wie ein greiser Astronaut, traue ich ihm ohne Weiteres zu, hundert zu werden.

Ich helfe Karl in die Kabine und stelle die Keksdose zwi­schen seine Beine.

»Wo fahren wir hin?«, fragt er.

Zwanzigmal hat er mich das heute schon gefragt.

»Zu Anna«, sage ich, und er lächelt, als sei das eine tolle Neuigkeit.

Ich setze mich auf das Moped und trete das Pedal durch. Der Motor kommt beim ersten Mal. Ich weiß nicht, ob ich als Karls Pfleger viel tauge, aber als Mechaniker bin ich nicht übel.

Aus: Rolf Lappert, „Pampa Blues”

© 2012; 2013 dtv Verlagsgesellschaft München​

dtv 62564, 267 Seiten​

b) Wie würdest du die Situation der Ich-Person (Ben) charakterisieren? Ergänze:

Ben ……………………………………………………………………………………………..………………

……………………………………………………………………………………………………………………

**3) Garage Maslow**

a) **Lies** den Beginn von Kapitel 3 und **beantworte** Frage b.

S. 29-30

ICH STELLE DAS TUK-TUK IN DEN SCHATTEN VON MASLOWS Abschleppwagen und helfe Karl beim Aussteigen. Als er steht, drücke ich ihm die Keksdose in die Hand. Er bedankt sich, dann überqueren wir den geteerten Vorplatz. Karl macht kleine tapsige Schritte und lächelt. Von der schäbigen Umgebung scheint er nichts zu bemerken. Er umschlingt die Keksdose mit beiden Armen und presst sie an seine Brust. Dabei lächelt er, als würden wir auf ein tolles Hotel in einer großartigen Stadt zugehen und nicht auf eine herun­tergekommene Tankstelle am äußersten Rand der Zivilisa­tion.

Je länger ich hier bin, desto deprimierter macht mich die­ser Anblick. Die einstmals blaue, ausgeblichene und kaum noch lesbare Schrift GARAGE MASLOW auf dem hellen Ver­putz. Die bunten Plastikwimpel an den Schnüren zwischen dem Flachdach und der einsamen Straßenlampe. Die ver­beulten Blechschilder, die für Motorenöl und Reifen werben. Der weiße Volvo Kombi, Baujahr 1992, der neben den Zapf­säulen steht. Das Werkstattgebäude, der Schuppen und Jojos Wohnwagen, der aussieht wie ein riesiger Käfer mit silbernem Panzer. Der Schaukasten an der Wand neben dem Tor, in dem eine Karte hängt, die vom Sonnenlicht so ausgebleicht ist, dass man nichts mehr darauf erkennen kann.

Wenn es einen Hund gäbe, würde er neben den Zapfsäulen liegen und auf Kundschaft warten. Aber es gibt keinen Hund. Sokrates ist seit vier Jahren tot, und Maslow will keinen neuen. Kundschaft gibt es auch keine mehr. Seit die Bundesstraße eröffnet wurde, kommt hier kaum noch jemand vorbei. Man muss sich schon gewaltig verfahren, um in Wingroden zu landen.

Aus: Rolf Lappert, „Pampa Blues”

© 2012; 2013 dtv Verlagsgesellschaft München​

dtv 62564, 267 Seiten​

​

a) Vergleiche den Text mit dem Umschlagbild des Romans. Passt der Text zum Bild?

* 1. **Notiere** deine Feststellungen:

***Bild und Text passen (nicht) zusammen, denn* …….…………………………..**

**……………………………………………………………………………………………………………………….**

b) **Stelle** dir vor, du bist Ben. Würdest du in Wingroden bleiben? Warum (nicht)? **Notiere**:

**………………………………………………………………………………………………………………………………………..……**

**4) Das UFO**

Ein befreundeter Bauer erzählt abends erschrocken, er habe ein UFO gesehen. Alle lachen, aber er bleibt voll überzeugt. Etwas später bittet Maslow die Ich-Person Ben mitzukommen, er möchte ihm etwas zeigen.

a) **Lies** Kapitel 5 und **mache** dann die Aufgaben b, c und d.

S. 51-56

DER BLECHSCHUPPEN MISST ETWA FÜNF MAL ZEHN METER. Zwei Neonröhren erhellen ihn notdürftig. Meine Augen brauchen eine Weile, bis sie sich an das diffuse Licht gewöhnt haben. Dann erkenne ich ein Modell aus Pappmaschee, das unser Dorf darstellen soll, und jede Menge Skizzen, Pläne, Zeitungsausschnitte und Fotos an den Wänden. Ein Vorhang aus alten, fleckigen Bettlaken trennt einen Teil des Raums ab. Auf einem langen Brettertisch liegen Werkzeuge, Holzreste, Pappe, Drähte, Färb- und Leimtöpfe und sonstiger Bastel­kram. Ich sehe mir das Modelldorf an. Da ist die Tankstelle, da die Werkstatt und sogar Jojos Wohnwagen. Ich sehe den Laden, den »Schimmel«, Annas Haus, die Höfe und Karls Gärtnerei.

Kein Golfplatz. Keine Pferderennbahn. Kein Freizeitpark. Gar nichts. Nur das öde Wingroden als Miniaturausgabe.

»Und was soll das?«, frage ich.

Maslow grinst, zieht an der Zigarre und bläst eine Rauch­wolke aus. »Kannst du ein Geheimnis für dich behalten?«

Ich zucke mit den Schultern. »Kommt drauf an.«

»Ja oder nein.«

»Schon gut. Ja!«

Maslow geht zu dem Vorhang und greift mit der rechten Hand danach. Er gibt sich große Mühe, ernst und feierlich aus­zusehen, als würde er gleich sein eigenes Denkmal enthüllen. »Ich zähle auf deine Verschwiegenheit.« »Ist ja gut, Maslow! Ich hab nicht die ganze Nacht Zeit!« Endlich zieht er den Vorhang zur Seite. Ich traue meinen Augen nicht. Von der Decke hängt ein - UFO!

Ich starre das Ding an. Es ist vielleicht drei Meter breit und einen Meter hoch. An einigen Stellen sehe ich braune Pappe, an anderen schimmert Silberfolie im trüben Licht. »Ach du Schande ...« Mehr bringe ich nicht raus. Maslow grunzt zufrieden. Er nimmt eine Art Fernbedie­nung in die Hand und drückt eine der Tasten, worauf die run­den Fenster im oberen Teil des Raumschiffs gelb aufleuchten und an der flachen Unterseite farbige Lämpchen zu blinken anfangen.

»Und jetzt hör dir das an!« Maslow drückt eine weitere Taste.

Aus dem Bauch der fliegenden Untertasse dringt ein dumpfer, lang gezogener Ton, der wie ein verstopfter Staub­sauger oder eine verstimmte Orgel klingt. »Na?« Maslow strahlt mich an.

»Lass mich raten: das ist das UFO, das Kurt gesehen hat.« Maslow strahlt noch mehr. »Stimmt genau!« »Du hast dieses Ding gebaut, nur um Kurt zu verarschen?« »Natürlich nicht!« Maslow schaltet die Lichter und den Ton am UFO aus, nimmt die Kopie einer Zeitungsseite von der Wand und hält sie mir hin.

Die Schlagzeile des Artikels lautet: ROSWELL, WALL­FAHRTSORT FÜR UFO-GLÄUBIGE.

Maslow wedelt mit dem Blatt vor meinem Gesicht herum. »Da soll in den Vierzigerjahren ein Raumschiff abgestürzt sein. Die Regierung und das Militär halten bis heute alles ge­heim, aber trotzdem pilgern da jedes Jahr Tausende Menschen hin. Tausende!« »Na und?«

»Die Leute kaufen Andenken!« Maslow greift in eine Kiste und stellt ein offensichtlich selbst gebasteltes Gebäude aus Pappe, Holz und Papier neben die Tankstelle. Auf dem Dach des Gebäudes steht in Großbuchstaben UFO-RAM A.

»Und sie übernachten! Und essen!« Maslow ersetzt den alten »Schimmel« durch eine neue, schönere Version. »Tut mir leid, ich kapier's nicht.«

»Roswell war ein verschlafenes Nest in New Mexico, bevor die Sache mit dem UFO passiert ist! Genau wie Wingroden! Dann findet ein Bauer auf seinem Land Trümmerteile, und plötzlich brodelt die Gerüchteküche!« »Was für Gerüchte?«

»Dass die Trümmerteile von einem UFO stammen! Das Militär behauptet, sie sind von einem Wetterballon, aber da­mit kommen sie nicht durch! Die Menschen *wollen* an UFOs und Außerirdische glauben!«

»Aber Kurt hat dieses Ding hier gesehen und keine Trüm­merteile gefunden.«

»Das ist doch noch viel besser!«, ruft Maslow. Er stellt sich vor das Pappmascheemodell und zeigt auf Kurts Haus. »Ges­tern hat Kurt das UFO gesehen.« Er zeigt auf Willis Haus.

»Heute Nacht wird Willi es sehen.« Er zeigt auf Ottos Haus. »Übermorgen ist Otto dran und dann Horst.«

»Und wozu?«

»Damit sie es den Reportern erzählen!«

»Welchen Reportern?«

»Den Reportern, die bald hierherkommen und über das UFO-Phänomen berichten!«

Ich setze mich auf einen der beiden Plastikstühle. »Warum sollten die herkommen? Wegen ein paar Bauern, die besoffen im Bett liegen und meinen, sie sehen ein UFO?«

Maslow zieht den Vorhang zu. »Es muss sich nur *ein* Repor­ter die Geschichten anhören und darüber schreiben! Meinet­wegen, dass hier alle spinnen! Der Rest ist Marketing! Die Gerüchteküche in Gang bringen!«

»Aber warum dieser Aufwand? Warum gibst du nicht ein­fach allen eine Woche lang Freibier aus, damit sie erzählen, sie hätten ein UFO gesehen?«

»Die sollen es nicht nur erzählen!«, ruft Maslow theat­ralisch. »Die sollen es *glaubenl* Oder kannst du dir Willi als Schauspieler vorstellen? Oder Kurt? Der wird ja schon rot, wenn er beim Skat bescheißt!«

»Du willst also alle hier verarschen.«

»Warum denn verarschen?« Maslow tut, als hätte ich ihn schwer beleidigt. »Die werden alle berühmt! Und reich!« Er nimmt die alten Bauernhöfe vom Modell und ersetzt sie durch Villen. Zuletzt stellt er ein modernes Haus an die Stelle von Karls Bruchbude und strahlt mich an.

»Du bist verrückt, Maslow.«

»Ach ja?«

»Ja. Das klappt nie im Leben.«

»Wir werden sehen.« Er geht zur Tür, öffnet sie einen Spalt weit und schaut hinaus. Dann löscht er das Licht und tritt ins Freie.

Ich folge ihm. Maslow dreht den Schlüssel zweimal im Schloss und sichert die Tür dann zusätzlich mit einem Vor­hängeschloss.

»Warum verrätst du mir eigentlich deinen Plan?«, frage ich ihn, während wir zur Kneipe zurückgehen. »Warum ziehst du die Show mit dem UFO bei mir nicht ab?«

Maslow steigt vor mir die Kellertreppe runter. »Dich kann man nicht verarschen, Ben.«

Wegen der Spinnweben an der Decke ziehe ich den Kopf ein und warte, bis Maslow die Tür geschlossen und das Licht angemacht hat. Aus dem Schankraum ist Musik zu hören. Alfons spielt auf seinem Akkordeon.

»Außerdem brauche ich dich bei der Sache«, sagt Maslow.

»Was? Vergiss es!«

»Pssst!« Maslow legt einen Finger an die Lippen.

Wir stehen unter der offenen Luke. Die Musik klingt trau­rig. Alfons hat die Lieder von Pjotr gelernt. Sie handeln von Heimweh, Sehnsucht, vergangenen Zeiten und unglücklicher Liebe.

»Du wärst mir eine große Hilfe, Ben«, flüstert Maslow. »Jojo ist gestern Nacht fast vom Dach gefallen.«

»Von was für einem Dach?«

»Na, von Kurts Dach. Als er das UFO runtergelassen hat.«

»Runtergelassen?«

»Er musste das Ding vor Kurts Schlafzimmerfenster schweben lassen. Und dann wieder hochziehen. Beim Runterklet­tern ist er beinahe abgestürzt.«

»Heißt das, das UFO fliegt gar nicht?«

»Natürlich nicht. Das ist nur Balsaholz und Pappe. Wiegt keine fünf Kilo. Es hängt an einer Angelrute.«

»Du und Jojo, ihr habt 'nen Knall.«

»Ich rede von einer Hochseeangelrute. Mit der kannst du einen Hai aus dem Wasser ziehen.«

»Ich will mit der Sache lieber nichts zu tun haben, Maslow. Tut mir leid.« Bevor Maslow etwas sagen kann, klettere ich die Leiter hoch und gehe zu Karl und den anderen. Karl strahlt, als er mich sieht. In seinem Glas ist noch immer ein Rest Cola.

»Wo bleibt ihr denn?«, ruft Otto. »Wir haben Durst!«

»Das Ventil war verklemmt«, sage ich.

Wenig später bringt Maslow noch eine Runde für alle. Ich glaube, er wirft mir einen vorwurfsvollen Blick zu, aber das ist mir egal. Er stellt eine neue Cola vor Karl hin, obwohl er genau weiß, dass ich das nicht will. Das Koffein wird Karl die ganze Nacht wach halten.

»Auf das UFO!«, ruft Maslow und hebt sein Glas.

Der Trinkspruch sorgt für Heiterkeit am Tisch. Nur Kurt kann noch nicht darüber lachen. Karl streckt mir sein Glas entgegen, um mit mir anzustoßen, und ich will kein Spielver­derber sein.

Maslow nickt mir zu.

Ich tue so, als hätte ich es nicht bemerkt.

Aus: Rolf Lappert, „Pampa Blues”

© 2012; 2013 dtv Verlagsgesellschaft München​

dtv 62564, 267 Seiten ​

1. **Beschreibe** und **zeichne** das UFO.

|  |  |
| --- | --- |
| *Kennzeichen (nur Stichwörter notieren)* | *Zeichnung* |
|  |  |

1. **Checke** im Internet, weshalb Maslow wohl an ***Roswell*** denkt.

**Notiere** die Gründe:

**………………………………………………………………………………………………………………………………………..……**

**………………………………………………………………………………………………………………………………………..……**

Undsoweiter: Siehe die Webseite der Deutschen Internationalen Schule für das komplette Unterrichtspaket: <https://www.disdh.nl/Portals/0/Rolf%20Lappert%20%20-%20Pampablues.pdf>.

# **[http://2.bp.blogspot.com/-JiYu-VpnNeE/VhFexWlYkhI/AAAAAAAASN8/L-k8VOovzzs/s400/9783406681882_large.jpg](http://2.bp.blogspot.com/-JiYu-VpnNeE/VhFexWlYkhI/AAAAAAAASN8/L-k8VOovzzs/s1600/9783406681882_large.jpg)Karin Kalisa, Sungs Laden - Roman**

***A) Vor dem Lesen***

1. **Ein besonderer Roman über ein besonderes Thema**

„***Sungs Laden***“, der 2015 erschienene Erstlingsroman von Karin Kalisa, steht im diesjährigen Übersetzungswettbewerb der Deutschen Internationalen Schule Den Haag zentral.

Auf dem vielgelesenen Blog *Draußen nur Kännchen* heißt es:

*Es gibt sie, diese Bücher, bei denen man bereits nach dem Lesen der ersten Seiten traurig ist, dass das Buch so kurz ist und am Ende das Gefühl hat, man muss es sofort jemandem weitergeben, damit man sich gemeinsam über diese Entdeckung freuen kann. So ein Buch ist*[*"Sungs Laden" von Karin Kalisa:*](http://www.amazon.de/Sungs-Laden-Roman-Karin-Kalisa/dp/3406681883/ref=as_sl_pc_tf_mfw?&linkCode=wey&tag=drausnurkaenn-21)

*Die ganze Geschichte spielt in Berlin, Prenzlauer Berg. Früher, als hier noch die DDR war, wohnten dort viele vietnamesische Leiharbeiter, die in den Fabriken schuften mussten. Wurden die Frauen schwanger, wurden sie kurzerhand nach Hause geschickt, durften dann aber wiederkommen, natürlich ohne Kinder. Sungs Eltern waren solche Leiharbeiter. Nach dem Fall der Mauer, als viele Ostdeutsche im Westen ihr Glück suchten, bauten sie sich im Osten eine neue Existe nz auf: einen kleinen Laden, fast unbehelligt von der Obrigkeit und mit sehr flexiblen Öffnungszeiten. Viele Vietnamesen fanden so eine kleine Lücke in der Gesellschaft, um ihre Familien zu versorgen und sich in ihrer neuen alten Heimat einzurichten. Und es wäre kein modernes Märchen, wenn die kleine vietnamesische Gemeinschaft im Prenzlauer Berg dieses Viertel nicht irgendwann völlig in ihren Bann schlägt und jeder Bewohner vom anderen ein Stück annimmt und weitergibt. Karin Kalisa schreibt mit so einer Leichtigkeit und so einer Ehrlichkeit, dass man sich wünscht, die Geschichte wäre wirklich wahr.*

[Quelle: <http://draussennurkaennchen.blogspot.com/2015/10/buchempfehlung-sungs-laden-von-karina.html#ixzz50rtS7n9G>]

Wie ist das Urteil in dieser Mini-Buchbesprechung? **Kreuze an**:

*O positiv Argumente für deine Wahl: …………………………………………………………..*

*O neutral ……………………………………………………………………………………………………….*

*O negativ ……………………………………………………………………………………………………….*

In der Lesephase dieses Unterrichtspakets erfährst du mehr über den Roman. Danach kannst du dann feststellen, ob das Urteil in *Draußen nur Kännchen* mit deiner Meinung übereinstimmt oder nicht. Zuerst nun etwas über den Hintergrund der Story: *vietnamesische Leih- oder Vertragsarbeiter in der früheren DDR*.

1. **Internetarbeit zum Thema von „Sungs Laden“**
2. Auf <https://de.wikipedia.org/wiki/Vertragsarbeiter>, <http://www.zeit.de/zeit-geschichte/2015/04/ddr-propaganda-auslaender-einwanderer/seite-2> und <https://www.mdr.de/zeitreise/vertragsarbeiter-vietnam100.html> stehen viele Informationen über Vertragsarbeiter in der DDR. **Lies** sie durch und **notiere** die wichtigsten Daten:

* *Ab wann?*
* *Wie viele Menschen?*
* *Frauen/Kinder?*
* *Zwang/Freiwilligkeit?*
* *Was passierte nach der Wiedervereinigung?*
* *Situation heute?*
* *Wo?*

b) **Checke** dein DDR-Wissen hier:

<http://www.bento.de/vintage/ddr-quiz-wie-gut-kennst-du-dich-mit-der-sed-diktatur-aus-1807653/>. Wieviel Punkte bekommst du?

***B) Lesephase***

1. **Einstieg: Start der Story**

Im ersten Kapitel des Romans wird geschildert, was der Anlass zum Geschehen in „Sungs Laden“ ist.

1. **Lies** den Text durch und **bearbeite** die Fragen b-d.

S. 9-12

**I, 1**

Im Dezember hatte es angefangen. Der erste Schnee war schon gefallen und wieder weggetaut, als die Grund­schule des kleinen Viertels im Prenzlauer Berg eine «weltoffene Woche» ausrief. Es war ein denkbar un­günstiger Zeitpunkt, weil die Vorbereitungen zur Welt­offenheit mitten in die Weihnachtsbasteleien und Ad­ventsfeiern fielen. Der Direktor hatte ein Händchen für Verwaltungsarithmetik und legte Wert darauf, dass es vor Feiertagen und Ferien nicht zu Terminchaos und Last-Minute-Aktionen kam. Kontrollierte Normalver­teilung auch in Krisenzeiten war die Maxime seines Handelns. Und nun das. Rechtzeitig, wie immer, hatte er mit den Arbeiten zum Jahresabschluss begonnen, da war ihm dieses Schreiben wieder in die Hände gefallen. Vorn Schulamtsleiter persönlich. Er solle die Schule in Sachen Völkerverständigung nach vorn bringen, hieß es dort. Sicherlich wegen dieser Geschichte damals, als ein paar Sechstklässler den Zweitklässler aus Gambia drangsa­liert hatten. Er habe den Tischtennisball verschleppt, den einzigen, hieß es. Die Wut darüber war verständlich, aber die Jungs hatten den Bogen überspannt. Folglich hatten die Horterzieherinnen der 6b und der 2a so lange so deutliche Worte verteilt, bis die Sechstklässler dem Kleinen die Hand gereicht und auf die Schulter geklopft hatten, und kurz darauf war der Tischtennisball wieder im Spiel gewesen. In den Augen der Beteiligten war das Ganze damit erledigt. Doch bald darauf verließ der Kleine die Schule, und dem Schulamtsleiter musste irgendetwas zu Ohren gekommen sein. Das Schreiben war vom Februar des Jahres. Dem Direktor traten die Schweißperlen auf die Stirn, als er sich vorstellte, wie sein Vorgesetzter, der gern drei Stufen auf einmal nahm und unverkennbar noch anderes im Sinn hatte als das Schulamt, die Augenbrauen hochziehen würde, wenn er ihm zum Ende des Jahres nichts würde vorweisen können, noch nicht einmal einen Plan, oder wenigstens die Skizze zu einem Plan oder ein Gespräch oder zu­mindest einen Termin für ein Gespräch - nichts, rein gar nichts.

«Sie müssen expeditiver sein, mein Guter», hatte der Schulamtsleiter bei der letzten Begehung gesagt, und seitdem sann der Direktor öfter darüber nach, wie un­kündbar er eigentlich war, wenn es hart auf hart käme. Denn obwohl das Wort «expeditiv» weder zu seinem aktiven noch zu seinem passiven Wortschatz gehörte, hatte er diesen Satz zweifelsfrei als Drohung verstanden. Er hatte den Duden befragt und den Kopf geschüttelt. Er war Schuldirektor, kein Forschungsreisender; Mathema­tiker, kein Abenteurer. Er setzte auf Solides und Alt­bewährtes und hielt die Bälle gern flach. Die meisten Aufgeregtheiten erledigten sich mit der Zeit von selbst -das war seine langjährige Erfahrung. Dem neuen Schul­amtsleiter aber konnte man mit flachen Bällen nicht kommen - das war seine letztjährige Erfahrung. Also sah sich der Direktor, den noch genau sechseinhalb Jahre von seinem Pensionseintritt trennten, gezwungen, auf jenen Dreischritt zurückzugreifen, mit dem er schon früher gute Erfolge erzielt hatte, wenn er hier und dort einmal in Bedrängnis geraten war. Seine magischen drei A: Anpacken, Abwälzen, Ad-acta-Legen. Er ging die Liste der Schüler durch, überschlug die Anzahl der Nationalitäten - einundzwanzig!, hätte er gar nicht ge­dacht - und überraschte am nächsten Morgen in einer kurzfristig anberaumten Pausenkonferenz die Kollegin­nen, die im Spagat zwischen Lehrplan und Adventsrummel bereits an den Rand ihrer Kräfte gekommen waren, mit der Anweisung, zwischen dem zweiten und dritten Advent eine «weltoffene Woche» zu gestalten. Sie starr­ten ihn entsetzt an und zweifelten an seinem Verstand. Der Direktor hatte damit gerechnet und strahlte Ruhe ab: keine Panik. Wenn all die Kinder, die ganz, halb oder viertel ausländisch seien, das heißt, einen Migrations­hintergrund hätten, verbesserte sich der Direktor schnell, der die gelenkigen Augenbrauen des Schulamtsleiters schon wieder vor sich sah, wenn also all diese Kinder etwas aus ihrer Hintergrundkultur mitbringen und in einem kleinen Festakt in der Aula präsentieren würden, wäre die Sache im Nu erledigt.

«Danach wieder Weihnachtsvorbereitung», sagte er und wechselte in einen zackigen Ton, den er irgendwie mit dem Wort expeditiv verband, «und dann: Gänsebra­ten und Urlaub. Sie schaffen das!» Er zwinkerte aufmun­ternd in die Runde und ließ mit dem Klingeln, das das Ende der Pause ankündigte, ein Kollegium zurück, das zu keinem Protest mehr fähig war.

«Vielleicht gar kein schlechter Zeitpunkt, die Kinder, bei denen Weihnachten nicht gefeiert wird, gerade jetzt einzubinden», sagte eine junge Kollegin, die vor Kur­zem ihr Referendariat absolviert hatte, «das kann am Ende eine gute Erfahrung für alle werden.» Der Direktor hörte es im Hinausgehen, drehte sich zu ihr um, nickte anerkennend und protokollierte innerlich für seinen Be­richt. Die Lehrerinnen schauten ihre neue Kollegin nur an - resigniert und ein bisschen mitleidig. Aber später würde die eine oder andere sich an diesen Satz erinnern.

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2015

ISBN 9783406681882

1. Im Text ist die Rede von der *Grund­schule des kleinen Viertels im Prenzlauer Berg*: **Suche** im Internet, wo sich diese Schule befinden könnte. Was sind Kennzeichen dieses Viertels? **Notiere** in Stichpunkten:

|  |  |
| --- | --- |
| * wo? * Größe? * Anzahl Bewohner * Charakteristik der Menschen dort * arm/reich? * beliebtes Wohnviertel? |  |

1. In welchem zitierten Fragment steckt der *Kern* dieses Startkapitels? **Kreuze** an:
2. *Und nun das. Rechtzeitig, wie immer, hatte er mit den Arbeiten zum Jahresabschluss begonnen, da war ihm dieses Schreiben wieder in die Hände gefallen. Vorn Schulamtsleiter persönlich.*
3. *«Sie müssen expeditiver sein, mein Guter», hatte der Schulamtsleiter bei der letzten Begehung gesagt, und seitdem sann der Direktor öfter darüber nach, wie un­kündbar er eigentlich war, wenn es hart auf hart käme.*
4. *Er ging die Liste der Schüler durch, überschlug die Anzahl der Nationalitäten - einundzwanzig!, hätte er gar nicht ge­dacht - und überraschte am nächsten Morgen in einer kurzfristig anberaumten Pausenkonferenz die Kollegin­nen, die im Spagat zwischen Lehrplan und Adventsrummel bereits an den Rand ihrer Kräfte gekommen waren, mit der Anweisung, zwischen dem zweiten und dritten Advent eine «weltoffene Woche» zu gestalten.*
5. Wie ist die Hierarchie der folgenden Personen/Gruppen? Wer ist der/die wichtigste, wer kommt danach?

*Kolleginnen – Direktor – Horterzieherinnen – Lehrerinnen - Schulamtsleiter*

|  |  |
| --- | --- |
| 1 |  |
| 2 |  |
| 3 |  |
| 4 |  |
| 5 |  |

1. **Ein Kulturgut: alles, nur nichts zum Essen**
2. **Lies** den Text durch und **bearbeite** die Fragen b-c.

S. 13-15

**I, 2**

Sung hatte seinen Sohn zur Großmutter geschickt, als der ihn fragte, was er denn aus Vietnam zur welt­offenen Woche mitbringen könne. Zuvor hatte er einen flüchtigen Blick auf die goldenen und die silbernen Winkekatzen in seinem Laden geworfen, sämtlich *made in China.* Er hatte die Hand schon nach den bunten Plas­tikwindrädern ausgestreckt, die vom Sommer übrig geblieben waren und die zwar wenigstens *made in Viet­nam* waren, aber wahrscheinlich nicht sehr vietname­sisch. So ließ er sie sinken und seufzte. Um halb fünf Uhr morgens war er aufgestanden. Er war auf dem Großmarkt gewesen, hatte Früchte und Gemüse ausgelegt, Brötchen verkauft, Kartons mit Lebkuchenherzen aufgestapelt, hatte mittags im Stehen neben der kleinen Kochplatte im Hinterzimmer des Ladens eine Nudelsuppe gegessen und kämpfte gerade gegen sein Nachmittagstief an, als Minh aus der Schule kam und ihn nach einem «Kulturgut aus Vietnam» fragte. Er solle unbedingt eines mitbringen zur Feier in der Aula. Schon morgen. Sechzehn vietnamesi­sche Kinder gebe es, aber das Los sei auf ihn gefallen.

«Ein Kulturgut?» Sung schaute Minh fragend an.

«Na, eben ein Ding, irgendetwas, das aus Vietnam kommt. Alles, nur nichts zu essen.»

[…]

«Geh zu deiner Großmutter», sagte er. «Vielleicht hat sie eine Idee.» Minh stibitzte einen Schokoriege] aus dem Regal und zuckelte vom Laden ins Hinterzimmer zu Hiền, Sungs Mutter, seiner Großmutter.

Später hat sich Sung öfter gefragt, ob er nicht eine Ahnung, eine winzige Ahnung gehabt hatte, dass etwas ins Rollen kommen würde, als er seinem Sohn keine Winkekatze und kein Plastikwindrad in die Hand gedrückt, sondern ihn zur Großmutter geschickt hatte, die als einziges Mitglied seines Haushalts in Vietnam auf­gewachsen war und eines von diesen Kulturgütern zur Hand haben mochte. Oder wenigstens eine Idee. Sie hatte. Sie hatte ein Kulturgut, und sie hatte eine Idee. Eigent­lich war es mehr eine Eingebung als eine Idee, oder bes­ser noch: ein Coup. Obwohl auch sie nicht wissen konnte, dass sie damit zwar nicht die Welt, aber immerhin einen beachtlich großen Stadtteil in Berlin so verändern würde, dass er sich auf einmal selbst wiedererkannte.

Als am nächsten Morgen ein kleiner vietnamesischer Junge von knapp acht Jahren und eine kleine vietname­sische Frau von knapp sechzig Jahren eine große höl­zerne Puppe von mehr als achtzig Jahren zwischen sich den Gehweg zur Schule entlanghievten, fand dies in der allgemeinen Morgenhektik kaum Beachtung. Noch nicht einmal Sung bekam etwas davon mit, denn er lud gerade Ware aus, und May, seine Frau, lag noch bei Minhs Schwester Suang, die erst wenige Wochen alt war. Und selbst Lan, Sungs Schwägerin, die den Laden aufschloss und den Backofen für die Morgenbrötchen anstellte, be­merkte nichts. Denn Großmutter und Enkelsohn nahmen ihren Weg nicht durch den Laden, sondern über den Hinterhof.

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2015

ISBN 9783406681882

1. **Notiere** die Informationen im Text über folgende Personen. **Checke** auch Aufgabe 3.

|  |  |
| --- | --- |
| **Hiền** |  |
| **Sung** |  |
| **Minh** |  |
| **May** |  |
| **Suang** |  |
| **Lan** |  |

1. Wie stellst du dir die *große höl­zerne Puppe von mehr als achtzig Jahren* vor?

**Notiere** deine Vermutungen:

…………...................................................................................................

………......................................................................................................

………………………………………………………………………………………………………….

…………...................................................................................................

………......................................................................................................

………………………………………………………………………………………………………….

1. **Der Auftritt mit der Puppe**
2. **Lies** den Text durch und **bearbeite** die Fragen b-d.

S. 19-27

**I, 3**

[…]

«Good Morning, Vietnaaaaaaam!»

Die Kinderköpfe drehten sich blitzschnell zur Bühne. Der Direktor nahm Haltung an, an der östlichen Aula­wand schwappte eine Kaffeetasse über. Die Kinder, nach kurzem Schrecken über die unerwartete Lautstärke, die aus diesem schmalen, in schimmernde Seide gehüllten Frauenkörper gekommen war, besannen sich blitzschnell auf die Gesprächsregeln des Puppentheaters, erworben und geschärft in durchschnittlich fünf Kita-Jahren: «Good Morning, Vietnaaaam!», echoten sie, sparten da­bei nicht mit Lungenkraft und hatten ihre Freude an der fremden Sprache, an der Lautstärke und am langen Bogen des aaaaa. Jetzt waren sie wieder wach. Hell­wach. Wie auch ihre Lehrerinnen, ihr Schuldirektor und dessen Stellvertreterin.

In der erwartungsvollen Stille, die diesem morgend­lichen Urschrei folgte, einer Stille, während derer in die unvorbereiteten Erwachsenenhirne Bilder eines fernen Krieges einzogen, holte Hiền aus ihrem weiten meer­grünen Ärmel ein langes Tuch von gleicher Farbe. Es sah aus, als wickle sie ihren Ärmel ab, aber der Ärmel blieb, wie er war. Sie schlang das Tuch um die Puppe und fing an zu sprechen, mit einer vollkommen verän­derten, einer sanften und ruhigen Stimme. Als hätte sie alle Zeit dieser Welt und nicht nur die vom Schuldirektor penibel errechneten und streng überwachten sieben Mi­nuten (einundzwanzig Nationen, geteilt durch drei Schul­stunden plus zwanzig Pausenminuten).

**I, 4**

*«Tram näm —* bald hundert Jahre ist Thüy alt.» Hiền schob die Puppe vor sich, um sie den Kindern vor­zustellen. «Sie kommt aus einein Land, das halb dem Meer gehört und halb der Erde. Es ist ein schönes Land. Es ist ein armes Land. Ein schönes armes Land.»

Ein tiefer Seufzer aus Hiềns Brust schüttelte die Puppe. Hiềns und Thüys Blicke wanderten an den Ge­sichtern entlang und blieben am geschmückten Baum hängen, der schon für die Weihnachtsfeier in ein paar Tagen bereitstand.

«Bald ist Weihnachten, oder?», fragte Hi6n in das Publikum hinein. Die Kinder nickten eifrig: «Ja!»

Hiền schaute nachdenklich. «Weihnachten bedeutet Frieden, oder?», fragte sie weiter.

Wieder nickten die Kinder.

«Das ist gut», sagte Hiền, «Thüy freut sich über den Frieden, denn Thüy hat den Krieg gesehen. Der Krieg hat ihr Land zerschnitten, ihr Zuhause - ritsch, ratsch!»

Hiền zog das Seidentuch in der Taille der Puppe straff nach zwei Seiten. Die Holzpuppe schwankte. «Der Süden kämpft gegen den Norden, der Norden gegen den Süden.»

Hiền schüttelte sorgenvoll den Kopf und ließ Thüy er­zittern.

«Die Leute im Süden denken, dass im Norden ein großes Gespenst den Menschen die Köpfe verdreht. Denn die Leute im Norden wollen auf einmal die Ma­schinen, an denen sie arbeiten, selbst besitzen, und den Acker, auf dem sie Gemüse und Reis anpflanzen, auch. Sie wollen die Maschinen und das Land nicht mehr den Reichen überlassen, die ihnen keine Freiheit geben und kein Recht. Die Leute im Süden aber denken, das war schon immer so und soll auch so bleiben, also müssen sie dieses Gespenst jagen und hetzen, bis ihm die Luft aus­geht.»

Um Thüys Gurgel wurde es eng zwischen Hiềns Hän­den. «Und die Leute im Norden finden, dass der Süden, der an Gespenster glaubt, selbst ein Hexenmeister ist, der die Reichen immer reicher macht und die Armen im­mer ärmer und mit diesem Hexen gar nicht mehr auf­hören kann. Er wird noch die ganze Welt verhexen, wenn man ihn nicht verjagt, sagen sie. Also jagen sie ihn.»

Thüys Arme schnellten nach vorn.

Die Kinder saßen mit geraden Rücken auf ihren Stüh­len und lauschten Hiềns Stimme. Sie waren für den Nor­den, keine Frage. Dies war ein Märchen, und sie kannten die Logik von Märchen sehr gut. Erst würde es schwer werden für den Norden, dann würde er siegen. Die Blicke der Lehrerinnen wanderten unauffällig an die gegenüberliegende Aulawand. Wie viel Kommunismus durfte in dieses Haus wieder einziehen, vorweihnacht­lich und multikulturell? Der Direktor schaute ange­strengt nach vorn zur Bühne. Sie muss die Kurve kriegen, dachte er, sie muss. Der Hausmeister war hin­zugekommen. Im Blaumann stand er neben der großen Flügeltür, hörte zu und lächelte. Die Aufhängung hatte er zu verantworten und die Beleuchtung; nicht, was dar­unter geschah. Und das gefiel ihm gut.

«Ein mächtiger Herrscher mit vielen Soldaten half denen, die für die Reichen waren», fuhr Hiền fort. «Sie wüteten schrecklich, aber der Norden war stärker, und sie vertrieben die Soldaten, die von weit her gekommen waren, mit Schiffen, Flugzeugen und Hubschraubern. Und dann wurde das Land wieder eins, und man lebte so, wie der Norden es gewollt hatte.»

Na also. Man sah den Kindern an, dass sie jetzt jubeln wol Iten, aber Thüy da vorne auf der Bühne sah gar nicht aus wie eine Siegerin, sondern wendete den Kopf in tie­fer Sorge hin und her.

«Der Krieg war zu Ende», hob Hiềns Stimme wieder an. «Doch das Land war wüst und leer. Keine Blume wagte zu blühen, die Bäume trugen keine Blätter mehr. Traurig waren die Menschen vom Krieg und noch im­mer voller Angst und arm, bitterarm ...» Die Stimme brach.

Die Augen der Kinder hingen an der Puppe. Sie wuss­ten nicht, wie es sein konnte, aber die Gestalt da oben scHiền dünner zu werden, hohlwangig. Ihre Gesichter wurden ernst und aufmerksam. Es war sehr still. Hiền sprach weiter.

«Da machte sich eine junge Frau, zusammen mit vie­len anderen Männern und Frauen, auf in ein fremdes Land. Ein Land, in dem die Bäume noch Laub trugen und die Fabriken heil waren. Die Menschen dort seien Freunde, hatte man ihnen gesagt, denn sie hatten ihnen sogar ein bisschen geholfen im Kampf gegen den Hexenmeister. Dort wollte die Frau Geld verdienen und das Geld nach Hause senden zu ihrer Familie, damit sie sich Reis kaufen konnten und Schuhe.» Jetzt flatterte der meergrüne Schal der Puppe im Wind der langen Reise.

«Tagein, tagaus steckte sie in einer großen Fabrik Röhrchen zusammen und schickte so viel wie möglich von ihrem Lohn nach Hause. Dann traf sie», jetzt flüs­terte Hiền und lächelte verschwörerisch, «ganz heimlich, einen Mann aus ihrer Heimat, der tagein, tagaus Kisten mit Schrauben stapelte. Wenn sie zusammen waren, ver­gaßen sie die Röhrchen und die Schraubenkisten und erzählten einander von den Booten auf den Flüssen da­heim. Wie sie aussahen, wenn die Sonne unterging, und wie sie aussahen, wenn die Sonne aufging. Sie liebten sich sehr.» Hiền umschlang die Puppe und drückte ihr einen kräftigen Kuss auf die Holzwange.

Die Kinder kicherten.

«Dann wurde ihr Bauch runder und runder, obwohl sie gar nicht viel aß», fuhr Hiền fort.

Die Kinder nickten verständig. Dieses Phänomen war am Prenzlauer Berg weit verbreitet.

«Sie war schwanger.» Hiền sagte es mit tonlos-trauriger Stimme.

Die Kinder lächelten unverdrossen. War doch toll. Kinder konnte es schließlich nicht genug geben. Doch die Puppe, die auf einmal einen grünseidenen Bauch trug, ließ traurig den Kopf hängen.

«Aber es gab für sie und ihren Mann und ihr Baby keinen Ort, an dem sie bleiben konnten. Sie durften in diesem Land arbeiten, aber ein Kind haben, das durften sie nicht», fuhr Hiền fort. «Es gab noch nicht einmal ein Eckchen mit Stroh in einem Stall für die Nacht, in der das Kind geboren werden sollte. Sie hätten nur einen winzigen Stall gebraucht. Aber die kleinen Ställe waren abgeschafft worden. Es gab nur große, und die waren alle voll. <Wir haben hier keinen Platz für ein Kind, das so aussieht wie du>, sagten sie. <Wenn du dieses Kind haben willst, geh zurück in Dein Land.)»

Wie von Zauberhand bauschte sich die grüne Seide vor Thüys Bauch.

«Also flog sie in das Land zurück, das halb dem Meer gehört. Dort brachte sie ihr Kind zur Welt, legte es in die Arme ihrer Schwester und flog zurück, um weiter Röhrchen zusammenzustecken und Geld nach Hause zu schicken. Aber seitdem schmerzt es sie hier, an einem Punkt ganz nah unter ihrem Herzen.»

Thüys linke Hand hob sich sacht, um die Stelle zu be­schreiben. «Traurig ist sie auch. Vor allem an Weihnach­ten. Und immer wenn sie einen Stall sieht.»

Die Lehrerinnen waren überarbeitet, aber nicht be­griffsstutzig. Sie hatten verstanden. Keine von ihnen hatte je eine Vertragsarbeiterin aus Vietnam mit Namen gekannt, aber sie alle wussten sofort, dass die Frau dort oben neben dem kleinen Minh eine war, eine gewesen war, besser gesagt, denn den Vertragspartner DDR gab es schon lange nicht mehr. War die Geschichte mit dem Kind wahr? Konnte doch nicht sein, oder? Es rumorte in ihren Köpfen. Sie wussten nicht, wohin mit ihrer Un­ruhe, und griffen wieder zur Kaffeetasse.

Hinter seinem angestrengt unbewegten Gesicht erin­nerte sich der Direktor an die süße Kleine aus Vietnam, die ihm, in seinem ersten Studentensommer im Glüh birnen-Kombinat, die Glaskolben an den Arbeitstisch geliefert und ihn ins Träumen gebracht hatte. Von ihr unter Palmen, von ihm am Strand. Von ihm und ihr unter einer fernen Sonne. Eines Tages war sie einfach verschwunden gewesen. Er hatte nachgefragt. Sein Kol­lege an der Bank nebenan zuckte die Achseln, «Morgen soll 'ne Neue kommen», hatte er bloß gesagt. Aber der Vorarbeiter feixte. «Die hat wohl noch was anderes im Kopf gehabt als arbeiten», hatte er geantwortet und viel­sagend die Hand über seinem Bauch gewölbt, der selbst so stattliche Ausmaße hatte, dass darüber nicht mehr viel zu wölben war. «Passiert immer wieder, aber diese hier will das Balg ja unbedingt behalten. Also: Ab nach Hause.»

Zwei Tage später kam tatsächlich eine neue Arbeiterin aus Vietnam, und der Werkstudent, der einmal Schul­direktor werden würde, hatte ihre Vorgängerin bald ver­gessen. Aber jetzt stand sie ihm plötzlich wieder ganz deutlich vor Augen. Und er fühlte dabei sogar die leichte Übelkeit, die in ihm aufgestiegen war, als die belegte Stimme des Vorarbeiters so schmierig gelacht hatte, da­mals.

Die Kinder waren mitten im Verarbeitungsmodus und versuchten, die Sache mit Thüy irgendwo zwischen dem Weihnachtsevangelium, der Kleinen Meerjungfrau und Kapitän Nemo einzuordnen. Hiền schwieg. Sie schwieg so lange, bis ein Kind zu ihr hochrief: «Wo ist denn dieses Land, in dem sie jetzt immer so traurig ist?»

Hiền lachte leise. Dann sagte sie: «Es ist unterge­gangen. Dabei gehörte es gar nicht halb dem Meer, wie Vietnam. Trotzdem: Es ist untergegangen.»

«Dann ist sie doch ertrunken!», rief ein dünnes Stimmchen, sorgenvoll.

«O nein», antwortete Hiền, brachte die Puppe mit Schwung auf ihren und Minhs Unterarmen in die Waage­rechte und wiegte sie sanft hin und her. Grünseidige Meerespflanzen wogten mit. «Sie kann doch schwim­men! Sie schwimmt und schwimmt, und ab und zu taucht sie auf und schaut sich ein bisschen um, ob ein neues Land in Sicht ist. Denkt ihr, sie sollte sich dann an Land trauen?»

«Ja!» Jetzt waren auch die Kinder wieder auf vertrau­tem Terrain. Eines rief aufmunternd: «Dann wird alles gut!» Andere stimmten mit ein: «Ja, vielleicht kann sie dann ihr Kind holen!»

«Danke, Kinder», antwortete Hiền und brachte Thüy wieder in die Senkrechte, «danke für dieses schöne Ende der Geschichte!»

Minh sah seine Großmutter von der Seite an. War sie fertig? Sie nickte ihm zu. Also verbeugte Minh sich zusammen mit Hiền und Thüy. «Vielen Dank», sagte er, genauso wie er es sich vorgenommen hatte: «Das war ein Ding aus Vietnam.»

Es gab begeisterten Applaus. Für das Kleid, für die Puppe, für Hiền, für die Geschichte, für Minh.

Der Direktor atmete erleichtert aus, während seine Hände klatschten. Ein Ding aus Vietnam. Konnte man wohl sagen. Aber sie hatte die Kurve gekriegt. Er hatte nicht eingreifen müssen. Ein Brief vom Schulamtsleiter wegen kommunistischer Umtriebe war nicht zu erwar­ten. Dem Himmel sei Dank.

Minh stieg mit Hiền und Thüy die Bühne hinunter.

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2015

ISBN 9783406681882

1. **Fasse** den Auftritt kurz zusammen:
   * *Zuerst*
   * *Dann*
   * *Danach*
   * *Schließlich*
2. Was erfährt man alles über Hiền, ihre Familie und ihren Hintergrund? **Schreibe** eine Kurzbiographie in der *ich*-Form:

|  |
| --- |
| *Ich heiße Hiền. Ich bin geboren in* |

1. Was erfährt man über den Schuldirektor? **Notiere**:

*Als er jung war,* ……………………………………………………………………………………………

…………………………………………………………………………………………………………………….

…………………………………………………………………………………………………………………….

Wie beurteilst du ihn? **Gib** ihm eine Schulnote, **überlege** mit anderen Schülern und **entscheidet** über die definitive Note:

*Note: ………… Argumente: ……………………………………………………………………………..*

1. **Extra-Info über Hiền**

**Lies** den Text und **unterstreiche** die 5 wichtigsten Punkte.

S. 34-36

**I, 6**

Die Beamten am Flughafen in Berlin-Schönefeld hatten damals höchst skeptisch auf das große und schwere Bündel geschaut, das Hi6n sich auf den Rücken geschnürt hatte, als sie 1980 als eine der ersten Vertrags-arbeiterinnen in die DDR einreiste. Sie musste es ab­nehmen, die Decke abwickeln und die Puppe den finster blickenden Männern übergeben. Sie ließ sie nicht aus den Augen und war fest entschlossen, dieses Land mit dem nächsten Flugzeug wieder zu verlassen, wenn man sie ihr nehmen würde. Die Männer fingerten zwischen den Gelenken der Puppe herum. Sie ließen Hiền den Sockel öffnen, schoben die Schnüre zur Seite, fanden außer dem feinen Gefüge von Stangen und Rollen nichts und zogen sich mit diesem Nichts zu einer langen Be­ratung zurück. Die Gruppe der Vertragsarbeiter, mit der sie gereist war, musste auf sie warten, und Hiền, die während dieses langen Wartens ihre Puppe wieder ein­wickelte und auf den Rücken schnallte, zog unwillige Blicke auf sich. Schließlich kam einer der Beamten zu­rück und winkte sie mit einer einzigen unfreundlichen Kopfbewegung durch.

Als sie das nächste Mal in diesem Flughafen stand, wartete sie auf ein Flugzeug in die Gegenrichtung. Zurück nach Hanoi. Diesmal hatte sie kein Bündel auf dem Rücken, dafür ein Baby im Bauch. Die Puppe hatte sie Gấm gegeben, als Pfand. Er hatte mit vor Verzweiflung grauem Gesicht an der Pforte seines Wohnheims gestan­den und ihre Hand nicht loslassen wollen, selbst dann nicht, als der misslaunige Hausmeister sich schon an­schickte, aus seinem kleinen Wachhäuschen zu kom­men, um mal nachzufragen. Sie hatte seine Hand müh­sam aus der ihren lösen müssen und sie auf die Puppe gelegt. «Ich komme wieder», hatte sie gesagt, sich um­gedreht und war fortgelaufen.

Hiền hatte Wort gehalten. In einem kleinen Dorf bei Hanoi hatte sie ihr Kind bekommen. Ein Mädchen. Sie hatte ihm einen Namen ins Ohr geflüstert und es ihrer Schwester gegeben, die ihre Milch nun zwischen ihrem halbjährigen Sohn und ihrer neugeborenen Nichte auf­teilte. Auf dem Weg nach Hanoi zum Flughafen und von dort nach Ostberlin schmerzten Hiềns Brüste, in denen sich die ungetrunkene Milch staute, so sehr, dass sie kaum gehen, stehen, sitzen und sprechen konnte, obwohl sie im Bus stehen, in den Korridoren gehen, im Flugzeug sitzen und an den Schaltern sprechen musste. Aber Hiền war dankbar dafür. Der Schmerz in ihrer Seele hätte sie umgebracht, wäre nicht ein Teil davon in ihre Brüste geflossen. Die Brüste ließen sich einbinden. Das Fieber ließ sich senken. Und nach ein paar Tagen war die Milch versiegt. Da war ihre Seele noch immer randvoll mit Schmerz, aber eben nur noch randvoll. In Berlin wurde sie einem anderen Betrieb und einem anderen Wohn­heim zugeteilt. Weiter draußen, am Stadtrand. Gấm wartete vor dem Werktor am Abend ihres zweiten Tages.

Wie hatte er es bloß geschafft, sie zu finden? Sie spra­chen nicht über das Kind. Sie sprachen auch sonst nahezu nicht. Aber sie trafen einander sooft es ging, um sich zu spüren. Denn ohne einander spürten sie sich nicht. Wenn sie einander spürten, spürten sie auch ihren Schmerz. Aber es war besser, sich im Schmerz zu spüren, als sich nicht zu spüren.

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2015

ISBN 9783406681882

1. **Sungs Geburt**

**Lies** den Text. **Achte** auf die Rolle von Dete. **Überlege** mit einigen Klassenkameraden, wie ihr sie beurteilt: positiv oder negativ? **Notiert** eure Feststellungen:

*Detes Rolle ist* ***O positiv***

***O negativ***

***denn:***

………………………………………………………………………………………………………………………………………..

……………………………………………………………………………………………….……………………………………….

………………………………………………………………………………………………………………………………………..

S. 43-45

**I, 9**

Als es so weit war, klingelte G am bei Schultz und half Hiền, der die Schweißperlen auf die Stirn getreten waren, vier Treppen hoch. Hinter der Schultz'schen Tür ging es laut und lustig zu. Gấm klopfte. Eine große junge Frau mit rotblonden Kräusellocken öffnete schwungvoll die Tür und erfasste mit einem Blick die Situation. Sie drückte am Türpfosten die Zigarette aus, die ihr locker im Mundwinkel gehangen hatte, und leerte ihre Woh­nung mit zwei kurzen Worten, die sie rückwärts über die Schulter rief, während sie Hiền schon rasch den Mantel abstreifte und mit dem Fuß die Tür zu ihrem kleinen Schlafzimmer aufstieß. Die Gäste parierten. Sie scHiềnen daran gewöhnt zu sein. Der Letzte zog, zwei halb geleerte Bierflaschen zwischen den Fingern, mit geüb­tem Ellenbogen so leise und rücksichtsvoll die Tür zu, als sei das Baby schon da. «Erstes?», hatte Dete gefragt.

Hiền schüttelte den Kopf und hob zwei Finger, wäh­rend sie in einer Presswehe um Atem rang.

«Dann geht's schnell», sagte Dete, schob Hiền ein dickes Laken unter den Po und öftnete ihr Köfferchen. Gấm stand hilflos dabei. «Setz dich», sagte Dete zu ihm. Er setzte sich auf den Boden, zählte die winzigen Käst chen in dem senfgelben Teppichmuster und versuchte, seinen schnellen Atem in den Bauch hinabsinken zu las­sen, um seine Herzschläge zu beruhigen.

«Kannst ruhig schreien», sagte Dete einmal, als sich in Hiềns Keuchen qualvolle Laute mischten. «Ist eh gleich vorbei. Ich seh schon das schwarze Köpfchen.» Und zu Gấm gewandt: «Hol mal Handtücher aus dem Badezimmer.»

Gấm war froh, dass er irgendetwas tun konnte, und ging in das winzige Badezimmer nebenan, wo Hunderte von Handtüchern aller Farben, Größen und Qualitäten an den Wänden hochgestapelt waren, sorgfältig gefaltet. Vom schnellen Aufstehen war ihm schwindelig gewor­den, und die bunten Stoffe der Handtücher tanzten vor seinen Augen. Er lehnte sich eine Weile gegen die Tür und hielt sich am Waschbecken fest. Als er sich wieder gefangen hatte, zog er einen Stapel Handtücher aus dem langen hölzernen Regal über der Badewanne heraus. Noch bevor er wieder ins Zimmer trat, hörte er den zag­haften Schrei eines Kindes - seines Kindes!

«Kannst reinkommen», sagte Dete, «er ist hübsch.» Gấm verharrte auf der Schwelle, den Handtuchstapel wie eine Geburtstagstorte auf seinen ausgestreckten Händen balancierend, und lachte übers ganze Gesicht. So hatte Hiền ihn noch nie lachen gesehen. Dete lachte mit.

«Her mit den Handtüchern», sagte sie, «oder soll dein Kindchen hier erfrieren?» Gấm stolperte ins Zimmer, zu Hiền und zu seinem Sohn, der erschöpft auf Hiềns Brust ruhte, bedeckt von dem dünnen blau-weißen Tuch, das eben noch um Detes Hals gelegen hatte.

Als Hiền den warmen, glitschigen kleinen Körper auf dem ihren spürte, ging ihr das Herz über vor Liebe. Zu diesem Kind, das ihrem ausgedörrten Körper und ihrer vertrocknenden Seele das Leben abgerungen hatte. Zu Gấm, der mit dem Bonzen Schnaps getrunken hatte. Zu diesem Land, das sich ändern konnte. Zu dieser jungen schönen Frau, die sich ihren Schal abgewickelt hatte, um das Baby darin zu bergen. Zu ihrer Tochter, die Tau­sende Kilometer entfernt war und dies nie erfahren würde. Mit einem rauen Schluchzer bahnte sich ein Wei­nen den Weg, das sie nicht mehr aufhalten und nicht mehr anhalten konnte. Gấm hielt ihre Hand, und Dete wischte ihr dann und wann mit einem Handtuchzipfel das tränennasse Gesicht ab.

«Nu is aber jut», sagte sie nach einer Weile, «wat soll denn det Kindchen von uns denken? Is doch hier keen Jammertal nich. Sacht mir mal lieber, wie sollet denn heeßen?» Hiền sah Gấm an.

«Düng», sagte er, «das heißt mutig und stark. Trän -Nachname, Van - Zwischenname, Düng - Vorname.»

«Sehr schön», antwortete Dete und begann einen Amtszettel auszufüllen, «mal wat änderet.» Sie schrieb, wie sie es gehört hatte: Tran van Sung.

«Sung», sagte sie leise und blickte zufrieden auf den Zettel, «klingt doch wie ein warmer Sommerwind. Und dit könn wa hier jut jebrauchen.»

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2015

ISBN 9783406681882

1. **Sungs Laden (1)**

Wie geht es mit dem neuen, von Dete mitorganisierten vietnamesischen Laden?

**Lies** den Text und **entscheide**:

O sehr problematisch

O schlecht

O so einigermaßen

O immer besser

O einfach gut

O sehr sehr gut

**Gib** Argumente für deine Entscheidung.

………………………………………………………………………………………………………………………………………..

……………………………………………………………………………………………….……………………………………….

S. 46-51

**I, 10**

Dass ein warmer Wind durchs Land wehte, immer stärker, immer hitziger, merkten Hiền und Gấm sehr wohl, aber sie hielten sich im Schatten dieses Windes. Sie sprachen leise, senkten den Blick, brachten Sung, den winzigen Fremdling, in die Krippe, huschten von der Straßenbahn in die Fabrik und zurück, holten Sung wieder ab. Sie schlichen die Treppe hinauf zu ihrer Ein­raumwohnung im vierten Stock eines Hauses, das, wäre es ein Schiff gewesen, nur Todesmutige zum Anheuern gebracht hätte. Die Fenster der Wohnung waren so un­dicht und der Ofen so klein und altersschwach, dass ihnen schon beim Aufkommen des ersten Herbstnebels die Kälte in die Körper kroch und die klamme Wäsche tage­lang nicht trocknete. In dicken Jacken saßen sie abends am Tisch, um mit heißer Suppe etwas Wärme in ihre Körper zu löffeln. Zwischen den Holzbalken hindurch, die die Glastür zum bröckelnden Balkon versperrten, blickten sie sorgenvoll auf die täglich dichter werdenden Menschenansammlungen, die aufmarschierende Polizei und die Kerzen in den Fenstern. Schnell steckten sie Sung einen Schnuller in den Mund, wenn er nachts auf­wachte und schrie. Die Erinnerung an den Krieg kehrte zurück und die Angst vor einem neuen. Nord gegen Süd oder Ost gegen West - sie wussten, dass Himmelsrich­tungen gleichgültig sind, wenn erst der Rauch der Bom­ben aufsteigt.

Dete hatte Sung nicht nur mit auf die Welt gebracht und seinen Namen in weiser Voraussicht dem Lautreper­toire seines Geburtslandes anverwandelt, sondern sie wirkte auch erheblich daran mit, dass er den Laden be­kam, der ihn ernährte,

Wenige Wochen nachdem der Osten zum Westen ge­kommen war, ganz wie Hiềns Arbeitskollege es damals gesagt hatte, und zwar ganz ohne Krieg, sprang Dete in voller Fahrt vom Rad, um neben Gấm zu landen, der ge­rade von der Arbeit kam und schon wusste, dass er nicht mehr oft von der Arbeit kommen würde, weil er nicht mehr oft würde hingehen dürfen. Die Kündigungen würden ihn und seine vietnamesischen Kollegen zuerst treffen.

Dete hatte die Trans nicht aus den Augen verloren. Man könnte auch sagen, sie hatte sie nicht aus den Augen gelassen. Sie kam ab und zu vorbei, brachte abgelegte Strampler, schäkerte mit Sung, ließ Creme für seinen wunden Po da und selbstgemixten Kräutertee. Hiền nahm mit den unauffälligen Blicken einer erfahrenen Schneiderin an ihr Maß und nähte ihr einen Seidenrock in der Farbe ihrer Haare. Er passte wie angegossen. Dete stieg auf einen Stuhl, um sich im abendlichen Gegenlicht des Fensters zu spiegeln. In heller Freude drehte sie sich hin und her. Hiền und Gấm stürzten hinzu, um den Stuhl an beiden Seiten festzuhalten. Sung gluckste.

«Hör mal», sagte Dete jetzt zu Gấm, «habt ihr nicht Lust auf einen kleinen Laden? Mein Onkel ist nach drü ben, mit Sack und Pack. Und jetzt macht keiner den Laden hier vorne an der Ecke, dabei ist sogar noch Ware drin. Ostware und Westware, stell dir das mal vor. Und wir stehen hier auf dem Schlauch und müssen wer weiß wohin, um einzukaufen. Dieser miese kleine Verräter», sagte sie. Sie sagte es wie im Scherz und lachte, aber das wütende Funkeln in ihren Augen zeigte Gấm, dass es ihr ernst war - sowohl mit dem Urteil über ihren Onkel als auch mit ihrem Vorschlag, den Laden zu übernehmen.

«Wie kann das gehen?», fragte Gấm.

«Wollt ihr?», fragte Dete zurück.

Gấm nickte. Da nickte auch Dete zufrieden und schwang sich eilig wieder auf ihr Rad. «Muss halt güns­tig sein und möglichst lange offen, auch sonntags!», rief sie Gấm noch zu, während sie schon davonkurvte.

Dete ließ ihre Kontakte spielen. Es mussten bemer­kenswerte Kontakte sein, denn dass eine kleine vietname­sische Familie, deren staatsbürgerliche Verhältnisse völlig im Unklaren lagen, einen Laden übernehmen konnte, grenzte an ein Wunder. Aber dieses Wunder geschah. Es geschah ganz einfach: Nicht lange nach dem Gespräch holte Dete die Trans ab, sperrte den Laden auf, der tat­sächlich so aussah, als sei der Besitzer nur mal eben für fünf Minuten weggegangen, und klimperte mit dem Schlüsselbund vor Sungs Nase herum, der ihn sich freu­dequietschend aus ihren Händen angelte. «Deiner», sagte Dete zu ihm und dann zu Gấm und Hiền: «Na, denn haut ma rin! Morjen früh will ick hier Schrippen koofen.»

Ganz so schnell ging es nicht, aber Dete bekam am nächsten Morgen immerhin Knäckebrot mit Marmelade und eine Tasse löslichen Kaffee. Danach zog sie mit Hiền durch die Stadt, von Großmarkt zu Großhändler, unterschrieb und ließ unterschreiben. Gấm improvisierte ein kleines Laufgitter für Sung, machte den Laden sau­ber und ordnete die verbliebene Ware in den Regalen. Nach und nach kamen die Lieferungen, und irgendwann hatte Dete morgens ihre frischen Schrippen und abends eine Flasche Wein, hatten die Mütterchen mittags ihre Kartoffeln und ein Stück Sellerie und die Kinder ihre Süßigkeiten, wenn sie aus der Schule kamen. Es war die wilde Zeit, in der alles ging. Ein Wort wie Ladenschluss­gesetz hatte nichts zu sagen, und die Trans hätten es ohnehin nicht verstanden und hielten ihren Laden fast rund um die Uhr offen. Die Leute des Viertels kamen bei Tag und Nacht und erstanden dort alles, was sie brauchten. Und weil es nicht teuer war, weil die Frau so gut Deutsch sprach und der Mann so freundlich lächelte und immer einen Apfel extra gab, weil ein so süßes Kind mit dunkel schimmernden Augen dort auf dem Boden herumkrabbelte und sich gern über die seidigen Haare streicheln ließ, war das Ganze auch nicht mehr rückgän­gig zu machen. Die Leute hier wären glatt wieder auf die Straße gegangen und hätten Plakate hochgehalten, wenn irgendein Amt versucht hätte, ihnen ihre tägliche Nah­versorgung wegzunehmen. Der Laden der Trans war eine vollendete Tatsache, als man noch mit Ostmark bezahlte.

Sein Sortiment wuchs und veränderte sich, und mit ihm veränderten sich die Trans. Gấm wurde ein strah­lender Ladenbesitzer. Das Graue verschwand aus seinem Gesicht, er lachte und scherzte. Hiềns Augen leuchteten. Sie ließ sich die Haare wachsen und fühlte sich wie ein junges Mädchen. Sung lernte lauten, lernte sprechen. An anderen Orten in diesem neuen Staat, von dem man noch nicht so genau wissen konnte, was er eigentlich war und werden konnte, ging es ihren Landsleuten nicht so gut. Sie hörten davon im Radio. Im Fernsehen sahen sie Bilder, die sie nicht fassen konnten. Ein brennendes Wohnheim und Leute, die zusahen, gern zusahen. Aber die Kunden der Trans standen vor ihrem Laden und sag­ten «unglaublich» und «diese Schweine». Sie sagten es so laut und drohend, dass jeder es hören konnte und dass die, die es verstehen sollten, es jedenfalls auch verstehen konnten. Das tat den Trans gut. Dennoch war die Angst eine Zeit lang wieder ihr Begleiter. Und oft stand Garn nachts am Fenster und sah hinaus. Aber von diesem Fenster aus sah er nur Leute, die vom Schichtdienst kamen oder dorthin gingen. Leute, die vom Feiern kamen oder zum Feiern gingen. Darunter, abwechselnd in jede dieser Gruppen gehörend, immer wieder Dete, die nie vergaß, kurz hochzublicken und zu winken, wenn sie am Laden vorüberradelte**.** Ihre persönliche Schutzpatronin. Die Zeit der Angst ging vorbei, aber das Viertel hörte nicht auf, sich zu verwandeln. Etliche zogen weg, erst weg von der Ofenheizung, dann weg vom Zuzug, der ihr Viertel veränderte. Es kamen immer mehr junge Leute, die in die alten Häuser zogen, die andere verlas­sen hatten. Die, die wegzogen, waren von hier gewesen, die die herzogen, kamen von überall her. Die Trans sahen zu, staunten über dieses Wechselspiel und versuchten, die neue Kundschaft zu gewinnen und die alte nicht zu verlieren. Die neuen Leute kauften nicht mehr «bei den Trans», sondern «beim Vietnamesen». Dann wurde «beim Vietnamesen» zunehmend unspezifisch, weil es nicht mehr nur die Trans gab, sondern immer mehr kleine vietnamesische Läden, Obst und Gemüse, Blumen; Näh­stuben und Imbisse, dann die ersten Restaurants. Aber die Trans hatten immer genug Kunden und mehr zu tun, als sie schaffen konnten.

Sung ging zur Schule und half nachmittags im Laden. Sung machte Abitur und half abends im Laden. Sung be­gann, Archäologie zu studieren, und half frühmorgens im Laden. Die Tage der Trans waren immer gleich, aber in dieser immer gleichen Arbeit von früh bis spät konn­ten sie das Glück ihrer Zufriedenheit spüren - wenn sie mit den Kunden scherzten, wenn sie Ananas und Mangos schälten, um sie mundgerecht zerlegt in kleine Schälchen zu schichten, wenn sie sich gemeinsam über neue Produkte beugten und herauszufinden versuchten, welche Erstaunlichkeit sie nun wieder anbieten konnten, wenn die Sonne es im Frühling endlich schon morgens über die Dächer schaffte, um das Ladenschild anzu­leuchten, oder wenn im Winter der erste Schnee fiel und die Eltern mit ihrem schnupfnäsigen Nachwuchs ihnen die Holzschlitten vom letzten Jahr aus den Händen rissen.

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2015

ISBN 9783406681882

1. **Sungs Laden (2)**
2. **Lies** den Text und **bearbeite** dann die Aufgaben b-c.

S. 59-61

**I, 13**

"Natürlich gab es dort meergrüne Nähseide - wie auch moosgrüne, maigrüne, tannengrüne, olivgrüne, lindgrüne, smaragdgrüne und flaschengrüne. In Sungs Laden gab es so ziemlich alles. Nicht nur, weil Sung so vielfältig bestellte, sondern auch, weil immer etwas übrig blieb aus vorangegangenen Bestellungen. Remis­sionen empfand Sung als geradezu unehrenhaft. Sogar im Falle der Tagespresse: Man schickte doch nicht einfach die Summe eines Tages dahin zurück, woher sie gekommen war. Es konnte immer noch mal jemanden geben, der am nächsten Morgen mit dem Gestern noch nicht fertig war und Nachlese betreiben musste. Schon Gấm hatte eine bemerkenswerte Treue zu seinen Waren entwickelt, also neben den Nähseiden aller Couleur auch zu Flaschenöffnern, Schreibblöcken. Bällen, Kochlöffeln, Wachspapierdecken, Einmachgläsern, Streichholzschach­teln, Luftschlangen, Babyflaschenwärmern und Eier­schneidern, Reiseadaptern, Staubsaugerbeuteln, Geburts­tagskerzen und Fensterledern unterschiedlichster Sorten und Fertigungen. Wenn sie nicht mehr gingen, durften sie bleiben. Als wolle er ihnen sagen: «Ihr habt den Laden hier in Gang gehalten, nun verramsche ich euch doch nicht einfach, nur weil es gerade eine neue Art von Flaschenöffnern, Schreibblöcken oder Bällen gibt.» Neues und Altes führten im Laden der Trans eine fried­liche Koexistenz. Das war noch nicht einmal unwirt­schaftlich, denn gar nicht so selten kam jemand und fragte: «Da gab es doch früher diese ... diese ...» Dann wurden ein paar Kartons zur Seite geschoben und man konnte dem hocherfreuten Kunden das Restexemplar eines viel geliebten, lange gesuchten Produkts präsentie­ren. So kam es, dass noch viele Jahre nach der Wende der Laden in seinen Nischen nicht ostwarenfrei war -ein Umstand, der schon so manches sanfte Lächeln auf die Gesichter der alteingesessenen Kunden gezaubert hatte.

Auch Sung war eher ein Sammler als ein Geschäfts­mann. Bei ihm jedoch bekamen die Ladenhüter nicht nur ihr Gnadenbrot, sie bekamen sogar die besseren Plätze in den Regalen. Deshalb kamen viele Leute aus dem Viertel so gern hierher: Hier gab es nicht nur was zu kaufen, sondern immer auch was zu gucken. Und so, wie die alten Waren sich hier nicht zu schämen brauchten, so brauchten es auch die Kunden nicht. Alte nicht, junge nicht und die dazwischen auch nicht. Die Alten kamen am Vormittag und konnten oft der Versuchung nicht widerstehen, eine von diesen 0,375 1-Eierlikörflaschen gleich hinter der Kasse in ihren Einkaufskorb zu legen, obwohl sie damit ein kleines Laster offenbarten, das sie sich in längst vergangener Zeit zugelegt hatten. Die Kinder des Viertels kamen am frühen Nachmittag. Mit scheuen Fingern konnten sie ein Päckchen Sammelkar­ten ziehen oder Süßes aus den Fächern angeln, obwohl ihnen zu Hause gepredigt worden war, wie nutzlos das eine und wie zahnschädigend das andere sei. Die dazwi­schen kamen nach der Arbeit am frühen Abend und konnten nicht-bio und fleischlastig einkaufen, ohne eine strenge Miene fürchten zu müssen, und genauso auch bio und vegan, ohne als Neuberliner Boheme beäugt zu werden. Ein immer freundliches, an den näheren Um­ständen des Einkaufs jedoch höflich desinteressiertes Lächeln an der Kasse machte jede kleine und größere Einkaufssünde möglich.

Wenn sich einmal jemand in den Laden verirrte, dem sich dessen Prinzipien nicht von selbst und auf Anhieb erschlossen, jemand, den das Leben vielleicht etwas zu sehr und vor allem an den falschen Stellen verwöhnt hatte, und der deshalb etwas loswerden musste wie «Ganz schön eng hier» oder «Gibt's hier keine zweite Kasse?», dann entschied sich ziemlich schnell, ob ihm oder ihr zu helfen war oder nicht. Denn nie stimmte ein weiterer Kunde in ein solches Lamento ein. Hier hatte man sich schlank zu machen zwischen vollgepackten Regalen, die einem schließlich so manchen Weg in den nächsten, aber eben nicht nahe gelegenen Fachhandel ersparten. An sieben Tagen in der Woche, von früh bis spät. Und die eine Kasse war außerdem so flink, dass man am Ende dann doch kaum Zeit hatte für ein kleines Schwätzchen mit den Leuten von nebenan, die auch ge­rade noch das Nötigste fürs Abendessen holten. Außer­dem konnte man so eine Warteschlange ja auch mal wegatmen - in sich gehen und dabei Wendungen auf kleinstem Raum üben, lächeln und sinnieren. Also bitte.

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2015

ISBN 9783406681882

1. **Suche (**oder **mache selber)** ein Bild/Foto, das den Charakter von Sungs Laden so genau wie möglich wiedergibt.
2. **Vergleiche** die Fotos/Bilder einiger Klassenkameraden. Welches gewinnt?
3. **Sung & Mây**
4. **Lies** den Text und **bearbeite** dann die Aufgaben b-e.

S. 118-122

**II, 5**

Erst nachdem er eine Weile international geliebt hatte, kam Sung einer Vietnamesin nahe. Mây, geboren in Hanoi, fünfjährig dem Vater nachgezogen nach Ost­berlin, als Ostberlin gerade aufhörte, die Hauptstadt der DDR zu sein, und noch nicht damit begonnen hatte, Teil einer neuen Hauptstadt zu werden. Sie war gekommen mit Mutter, Großmutter, vier Schwestern und sechs Nähmaschinen. Seitdem betrieb die Großfamilie Le das Kleingewerbe Näh- und Änderungsarbeiten in Sungs Straße, drei Hausnummern weiter.

Zu diesem Haus, noch unrenoviert, gehörte ein Dach­boden mit den Resten einer Waschküche, der laut Haus­ordnung abgeschlossen sein sollte, es aber nicht war, wie Mây schon als kleines Mädchen herausgefunden hatte. Dass wundersamer Weise niemand außer ihr dies zu wissen scHiền, nahm sie dankbar hin. So machte ihr niemand dieses Exil streitig. Ihren Fluchtort weg von den ratternden Nähmaschinen, den endlosen Garnrollen, der lamentierenden Großmutter, der sorgenvoll nicken­den Mutter, den trübsinniger werdenden Schwestern. Der Vater, der am ehesten zu Scherzen aufgelegt war, reinigte tagsüber Teppiche in Berliner Büros, denn auch dies gehörte zum Kleingewerbe Le.

Zwischen Hausarbeit und Hausaufgaben stahl Mäy sich Zeit, schlich die Treppen hoch und öffnete leise die Tür. In der kalkigen Luft der Bodenräume hatte man früher Wäsche getrocknet. Es waren noch ein paar Lei­nen gespannt, an deren Ende einige ausgelaugte Holz­klammern mit rostigen Metallfedern steckten. Löchrige Lappen waren in der Ecke zu bizarren Formen erstarrt -letzte Zeugen eines letzten Waschtages lange vor Mäys Geburt. Und die dicken Dachbalken aus rohem Holz stammten aus einer Zeit, für die selbst Mäys Großmutter zu jung war - ganz abgesehen davon, dass Mây und ihre Großmutter nicht nur aus einer anderen Epoche, sondern auch aus einem anderen Land stammten als dieses Haus, das sie gleichmütig aufgenommen hatte.

Durch zwei winzige Fenster, mit Eisenbeschlägen fest verriegelt von einem Berliner Hausmeister, der sein Werkzeug längst für immer aus der Hand gelegt hatte, war Mây auf Augenhöhe mit den Platanen, die die Straße säumten. Obwohl sie die Luken von innen sorgfältig gesäubert hatte, konnte sie das prächtige Farbspiel der Blätter nur durch einen milchig-rußigen Schleier hin­durch ahnen. Da waren die Spalten und Astlöcher in dem rohen Holz, mit dem zwei andere, glaslose Luken verschlossen worden waren, schon besser. Durch sie hindurch ließ sich, mit einem geschlossenen und einem offenen Auge, nicht nur ein Hauch der kühlen Außenluft einfangen, sondern auch Ausschnitte von Dachgiebeln, Häuserfronten, halbe Schornsteine, Teile von Baukränen und Feuerwehrleitern. Durch kleine Bewegungen des Kopfes gerieten auch die Bauteile in Bewegung und setzten sich zu immer schrägeren Bildern neu zusam men. Das war ganz nach Mäys Geschmack, und hier oben musste sie ihren Sinn für Komik nicht verteidigen. Mây verdrehte gern die Augen, zog gern Schnuten, stol­perte gern absichtlich über Dinge, und vor allem lachte sie gern laut.

Nichts davon war vier Etagen tiefer gern gesehen oder gern gehört. Im Gegenteil. Die weiblichen Les hatten das kleinste Kind, die jüngste Schwester «Mây» ge­nannt, nach einer kleinen weißen Wolke, die am Tag ihrer Geburt nahezu unverändert am Himmel stand, und hatten sich ein Wesen von sphärischer Anmut verspro­chen, nicht einen Clown. Bei so viel gegenteiliger Er­wartung und bei gleichzeitig so wenig Humor hatte Mây noch nicht einmal die Chance bekommen, Alleinunter-halterin zu werden. Also war sie eine Selbstunterhalterin geworden. Wenn sie genug hatte von ihrem Berliner-Dä-cher-Kaleidoskop, erzählte sie sich witzige Geschichten aus dem Leben der Le Mây. Sie musste dabei erheblich ausschmücken, denn ihr Alltag gab nicht so viel her.

Zwischen April und September gab es auf dem weit­läufigen Trockenboden, zu dem noch ein Gewirr halb­herzig leer geräumter Abstellkammern gehörte, tagsüber gerade so viel Licht, dass man sich zurechtfinden konnte. Aber schon im Herbst und erst recht an Wintertagen war es hier oben nahezu stockdunkel und nicht gerade anhei­melnd. Mây jedoch war nicht nur lustig, sie war auch unerschrocken. Und sie war gut ausgerüstet. Taschen­lampen hatte sie hier deponiert, Ersatzbatterien, Decken, Wasser und Kekse. Als erstes Mitglied der Familie Le hatte sie sich ein eigenes Zimmer erobert, karg ausge­stattet, dafür von beträchtlichen Ausmaßen. Ihre ganz persönliche Vergnügungsstätte und Einlösung ihres Tauf­namens: ein Zwischenreich hoch oben, ein Luftschloss, ein Wolkenkuckucksheim.

Hier hinauf hatte sie eines Abends Trän Van Düng ge­zogen, der Sung genannt wurde, mit weichem S, sogar von seiner Mutter, und der nur Deutsch sprach. Die Fa­milie Le hatte zu einem kleinen Abschiedsfest geladen. Zum ersten Mal seit ihrer Ankunft in Berlin würden sie für einige Wochen nach Vietnam zurückkehren. Wäh­rend die anderen in der Erdgeschosswohnung noch feier­ten oder vielmehr das taten, was sie darunter verstanden, nämlich viel essen und noch mehr trinken, hatte Mây etwas getan, wovon sie oft getagträumt hatte und was sie keineswegs für möglich gehalten hätte, etwas, das sie weder von sich selbst noch vom Lauf des Lebens meinte erwarten zu können: Sie hatte den großen langhaarigen Jungen von schräg gegenüber, den sie in letzter Zeit so selten sah, weil er an der Uni lernte, wie man alte Vasen ausgrub, mit dem sie aber früher ab und zu im Park Tischtennis gespielt hatte und der eben am schwer beladenen Esstisch über ihre heimlich verdrehten Augen und ihre blitzschnell gezogenen Schnuten gelacht und sie dennoch nicht verraten hatte, diesen Jungen hatte sie mit einem so intensiven Gemisch aus Mut und Liebe, wie es nur in großer Einsamkeit entsteht, viereinhalb Stockwerke am Handgelenk hochgezogen, ihn sicheren Schrittes durch die finsteren Gänge mit den Bretterver­schlägen geführt, seinen warmen Atem in ihrem Nacken gespürt, sich umgedreht und im Dunkeln seinen Mund mit dem ihren gesucht.

Während sie sich heftig küssten, noch atemlos vom raschen Aufstieg, fielen sie eng umschlungen rückwärts über den kleinen Sockel eines Dachbalkens. Ein vorste­hender Nagel im Balken ritzte sich erst in Mây s linken Oberarm, und noch bevor ihr Schmerzensschrei laut wurde, in Sungs rechten Unterarm. Mây tastete nach einer Taschenlampe, und gemeinsam beugten sie sich über die beiden Wunden, aus denen zwei rote Rinnsale einander entgegenliefen. Mehr wollte Mây nicht sehen. Sie knipste die Taschenlampe wieder aus.

Sung hatte mehr gesehen als die Blutspuren, die ein rostiger Nagel auf zwei Armen hinterlassen hatte. Er hatte gesehen, dass dieser Mund, der sich so komisch verziehen konnte, ein schöner Mund war, klein und eigenwillig, dass die Haut, auf der das Blut ihm ent­gegenlief, hell und zart war, dass die spöttisch rollenden Augen von winzigen Lachfältchen umgeben waren, halb verdeckt vom dichten Gespinst der Wimpern, und er nahm dieses komische schöne Mädchen fester in den Arm, um es auf dem Dachboden zu lieben, wo sie offen­bar am meisten zu Hause war in dieser Welt. Sung war dabei mehr auf Mäys als auf seine Erfüllung aus, denn inzwischen hatte er gelernt, mögliche Folgen der Liebe zu bedenken. Die Vorstellung einer überstürzten Einhei­rat in den schwermütigen Clan der Le half ihm dabei, sich ganz auf Mäys Lust zu konzentrieren, eine Lust, die sie nicht in Schwierigkeiten bringen sollte.

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2015

ISBN 9783406681882

1. Sung & Mây: Wie kennen die beiden sich? **Notiere**:

…………………………………………………………………………………………………………………….

…………………………………………………………………………………………………………………….

…………………………………………………………………………………………………………………….

…………………………………………………………………………………………………………………….

1. So wird Mâys Zimmer beschrieben:

*Als erstes Mitglied der Familie Le hatte sie sich ein eigenes Zimmer erobert, karg ausge­stattet, dafür von beträchtlichen Ausmaßen. Ihre ganz persönliche Vergnügungsstätte und Einlösung ihres Tauf­namens: ein Zwischenreich hoch oben, ein Luftschloss, ein Wolkenkuckucksheim.*

Wieso ist die Rede von einem **Wolkenkuckucksheim**?

…………………………………………………………………………………………………………………….

…………………………………………………………………………………………………………………….

1. Wer nimmt die Initiative? Mây oder Sung? ………………………………………………..
2. Tja: Liebe ja? Oder Liebe nein? Warum? ………………………………………………………

…………………………………………………………………………………………………………………….

…………………………………………………………………………………………………………………….

1. **Affenbrücken**
2. Eine interessante Rolle spielt das Phänomen ‚Affenbrücke‘ in diesem Roman. **Suche** auf Wikipedia nach dem Begriff *Affenbrücke* und/oder *monkey bridge*.

**Fasse** kurz zusammen, was du gefunden hast, und **klebe** ein Bild dazu:

|  |
| --- |
|  |

1. **Lies** den Text und **bearbeite** dann die Aufgaben c-d.

S. 178-181

**II, 13**

«Weißt du eigentlich, was Affenbrücken sind?» Der wusste es nicht, und als Dinh es ihm erklärte, sagte er: «Cool. Leider haben wir hier keine Flüsse, die dauernd alles überschwemmen.»

«Wir haben Verkehrsströme», antwortete Dinh und deutete mit dem Kopf in Richtung Danziger Straße, von der man einen dieser Verkehrsströme ziemlich gut hören konnte. Der Kollege sah seinen vietnamesischen Kum­pel an, und über sein bärtiges Gesicht zog sich ein brei­tes Grinsen, das mehrere Tage lang nicht daraus weichen sollte. Selbst nachts nicht, wie seine Frau feststellte, als sie das Licht anknipste, um nach dem hustenden Kind zu schauen.

[…]

Tatsächlich hatte sich die schräge Idee nicht nur in der Mimik des Höhenarbeiters festgesetzt, sondern auch in seinem Kopf. Und den setzte er gern durch. Mit Dinh befragte er das Internet nach «Monkey bridge», «Affen­brücke» und «cäu treo». Sie fanden detaillierte Bauan­leitungen und atemberaubende Bilder. Wie Grundschü­ler, die sich über einem Nintendo zusammenkauern, so steckten des Abends in der Kneipe ein Dutzend Höhen­arbeiter über den sieben mal vier Zentimetern eines Handy-Display s die Köpfe zusammen, staunten und stachelten einander an. «Alter, so eine Brücke!»

[…]

Sie fingen klein und bodennah an, zwischen den Bäumen im Park. Die Bambusrohre steckten sie zu Dreiecken zusammen, und da sie sie nicht im Schlamm versenken konnten, erfanden sie eine Technik der Ver­schnürung, die ihnen auch auf trockenem Boden Stabi­lität verlieh. Als sie es raushatten, wie sie mit Seilen ver­spannte Bambusstangen horizontal ins Leere schieben konnten, nämlich in gleitender Aufhängung über dem Scheitelpunkt des Dreiecks, und außerdem herausgefunden hatten, wie sich eine einfache Seiten Sicherung an die Stangen knoten ließ (eine spartanische, aber optisch sehr ansprechende Geländertechnik), war die Zeit reif für ihr Gesellenstück: eine Affenbrücke zwischen den Fronten eines alten Krankenhauses und eines Fitnesszentrums, beide eingerüstet.

Diese erste lange Affenbrücke führte in vier Metern Höhe quer über einen Fußballplatz und sorgte für eine erhebliche Spielverzögerung, als sie an einem Samstag­mittag von Dinh ausprobiert wurde. Die berühmte Ber­liner Schnauze ließ nicht lange auf sich warten. Am nächsten Morgen war in der Sonntagsausgabe einer gro­ßen Berliner Tageszeitung unter dem Titel «Rehabrücke» auf der ersten Seite des Lokalteils ein schönes Bild von Dinh zu finden, wie er die Luft über dem Mittelfeld querte - nur mit ein bisschen Bambus und Tau unter den nackten Füßen.

Als die Bauaufsicht am darauffolgenden Morgen um 9 Uhr 15 aufmarschierte, war die Brücke weg. Man starrte ins Blaue und machte dabei keine gute Figur — die Rechtsvorschriftenmappe samt Kugelschreiber unter den Arm geklemmt, den Kopf in den Nacken gelegt, auf der Suche nach einem Verstoß gegen das Bauverfahrens­recht. Über dem Fußballplatz jedoch war nichts anderes zu sehen als der Himmel über Berlin mit ein paar harmlosen Schäfchenwolken. Gerüchte von Fotomon­tagen machten die Runde.

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2015

ISBN 9783406681882

1. Auf <https://www.unsere-zeit.de/de/4736/kultur/738/Affenbr%C3%BCcken-%C3%BCber-dem-Prenzlauer-Berg.htm> wird über dieses Kapitel im Roman erzählt. **Lies** den Internettext. Findest du ihn gut? Warum (nicht)?

Ich finde den Text im Internet ……………………………………………., denn …………………………………………………………………………………………………………………………..

……………………………………………………………………………………………………………………………

1. Was findest du: passt das Titelbild zum Inhalt des Romans? **Notiere**:

Ja / Nein, denn ………………………………………………………………………………

1. **Die Puppe**
2. **Lies** den Text, **unterstreiche** 5 Sachen, die du wichtig findest, und **bearbeite** dannAufgabe b.

S. 209-211

**III, 1**

Gerade war man dabei, das Geschirr abzuräumen, als mit einem dumpfen Poltern Minh wieder zu ihnen stieß. Nicht al­lein. Wie ein Rettungsschwimmer hielt er die Puppe un­ter den Achseln, hievte sie vorsichtig, aber entschlossen, in die Küche und richtete sie mit einiger Mühe auf. Dann streckte er selbst die Schultern, wurde größer, als er sich fühlte.

«Sugoü», riefen die Kawashimas unisono, «phantas­tisch!» Sie setzten die Teller und Gläser auf den Tisch zurück. Die Trans aber waren wie erstarrt. Es gab unge­schriebene Gesetze, und die Puppe nicht eigenmächtig aus ihrer Decke zu wickeln und hinter dem Vorhang her­vorzuziehen, war ganz sicher ein solches. Weder Gấm noch Sung noch Minh hatten es je gebrochen. Und nun stand sie da mit ihrem im Dämmerlicht warm schim­mernden Holz und ihre schwarzen Pinselstrichaugen scHiềnen alle hier Versammelten an- und gleichzeitig durch sie hindurchzusehen. Minhs kleine Schwester, die in einer Wippe neben dem Tisch geschlafen hatte, wachte auf und wimmerte leise.

«Minh», sagte Hiền streng.

Minh antwortete nicht. Er hatte die Augen halb niedergeschlagen, aber sein kleiner Körper blieb gerade aufgerichtet, und die Puppe hielt er mit festem Griff. Seine Lippen waren trotzig zusammengepresst, und doch lief ein Zittern durch sein Gesicht. An diesem Zit­tern las Hiền ab, was Minh bewegte, was er aber nicht zu sagen vermochte: Ja, er hatte eine Grenze überschritten. Aber sie, Hiền, hatte es zuerst getan. Sie hatte die Puppe, die er mit ihr auf die Schulbühne getragen, die er ge­stützt und geführt hatte, verleugnet. Und er fühlte sich mitverleugnet. Zu Recht. Sie konnte doch nicht schon wieder ein Kind verleugnen. Hiền erfasste dies alles, und wollte dennoch nichts anderes sagen als: «Minh, bitte bring Thtiy sofort zurück - und dass du nicht ver­gisst, sie wieder gut in die Decke zu wickeln!» Nichts anderes wollte sie sagen als dies. Und hörte sich das Gegenteil aussprechen: «Komm her, Minh, es ist gut.»

Über Minhs Gesicht breitete sich augenblicklich ein Strahlen. Er schob die Puppe in Hiềns Arme. Hiền schloss einen Augenblick lang die Augen. Welchen Weg hatte sie jetzt beschnitten? Es gab kein Zurück, also fing sie an, über das Holz zu reden. Welchen Duft es verströmt, wenn es geschnitzt wird, wie leicht es ist und fest zugleich. Wie es seine Farbe unter den Harzen und Lacken verändert und altert, ohne je alt zu werden. Sie holte die Stange und nahm die anderen mit in den langen schmalen Flur, um zu zeigen, wie die Stange im Sockel montiert und mit dem kleinen Ruder in Bewegung versetzt wird. Die Augen der Kawashimas leuchteten. Sie sagten keinen Ton, aus Angst, die Innigkeit der Vorstellung zu stören. Die Trans flankierten Hiền wie ein stummer Chor, zurückgenom­men, unterstützend, hellwach. Das Baby auf Mäys Arm tat keinen Mucks. Seine Augen wanderten in Einklang mit den Bewegungen der Puppe und scHiềnen mit Wirn-pernschlägen zu sparen, um keine Regung zu verpassen. *Quan Am Thi Kinh, Xüy Van giä dar, Tu Thirc -* Hiền nannte die Namen der Theaterstücke, deren Klang der Klang ihrer Kindheit war. Keiner hier hatte sie jemals so viele vietnamesische Wörter in Reihe sprechen hören. Sie ließ sich von Minh helfen, während sie die Puppe durch den Flur führte. Sie erzählte von ihrem Großvater. Ihre Stimme war leise und rau. Sung lehnte an der Wand und hörte zu. Nach und nach bekam er eine Familie. Erst eine Schwester. Jetzt einen Großvater, Puppenspieler. Und einen Großonkel noch gleich dazu, einen Puppen­bauer. Denn diese Puppe, größer als die meisten, hatte der Großvater von seinem Bruder geschenkt bekommen. Zwischen den Kriegen, sagte Hiền. Das Feigenholz vom Ufer des Song Da, der Harz vom Lackbaum *cäy san mal,* vierundzwanzigfach aufgetragen; die Farben des Kleides aus Indigo und Zinnober. Thüy wurde in die Mitte ge­nommen, sieben Paar Hände strichen über das trockene alte Holz und die matten Farbschichten. Dann trug Hiền sie zurück in die Wohnküche und stellte sie auf eine Kiste neben dem Geschirrschrank. Sie faltete die Decke zusammen, die im Regal des hinteren Ladenzimmers die Puppe mehr als zwei Jahrzehnte umhüllt hatte, und legte sie zur Seite. Thüy war umgezogen.

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2015

ISBN 9783406681882

1. *Thüy war umgezogen.* Was ist hier gemeint, denkst du? **Erkläre**:

…………………………………………………………………………………………………………………………..

……………………………………………………………………………………………………………………………

1. **Wassermarionettentheaterfestival**

Am Ende des Romans kommt es zu einem richtigen Festival mit vietnamesischen Wassermarionetten. Hier das komplette Kapitel **III, 6** (S. 233-239).

**Bringe** die 5 Textfragmente in die richtige Reihenfolge.

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 |
|  |  |  |  |  |

**Fragment A**

Nie hatte es hier eine schönere Bühne gegeben. Das Licht der Lampions spiegelte sich im Teich und ver­wandelte die Zelte von Outdoor-Artikeln in ein Pago­denschloss Out of Asia. In die leiser werdenden Stim­men der Zuschauer am Ufer mischten sich die Klänge von Trommel, Laute und Mundorgel vom Wasser her. Ein Gong schaffte Stille, gespannte Stille. In seine letz­ten Schwingungen hinein sprach die Botschafterin Viet­nams ein Grußwort. Nicht zu enthusiastisch, denn sie wusste ja noch nicht, was das hier werden sollte, wie es hier enden würde; aber auch nicht zu verhalten, denn sie spürte wie alle anderen, dass sehr viel Vietnam in der Luft lag, viel Neugier, Offenheit und Begeisterung, und sie wollte nachher nicht dastehen als eine, die nichts daraus zu machen wusste. Als sie mit ihrer gedrosselt patriotischen, gemäßigt staatstragenden kleinen Rede zu Ende war, gab sie das Wort ab an einen Privatdozenten der Südostasienwissenschaften, in dessen Sprechstunde kürzlich ein Standesbeamter mit einem Faible für die vietnamesische Schrift vorstellig geworden war. «Noch eine Frage», hatte der gesagt, nachdem sie sich kurz über Gasthörerschaft und lang über die alte Murmelschrift *chü nöm* unterhalten hatten, und ihm dann ein Plakat der geplanten Veranstaltung über den Tisch gereicht, Schrift und Gestaltung von ihm selbst. Ob man ihn vielleicht gewinnen könne für eine kleine Einführung in die Kunst des Wassermarionettentheaters? Der Privatdozent sah sich das Plakat, das im Schilf verdeckte Feen zeigte, lange an, prüfte die tadellose Schrift, nickte mehrere Male, während sich das Lächeln in seinem Gesicht vertiefte und sagte: «Das ist keine Frage, das ist ein Geschenk.»

**Fragment B**

Etsuko lehnte an einer Kastanie und merkte nicht, dass Hideo sie aus etwa drei Metern Entfernung fotogra­fierte. «Versunken» würde er dieses Porträt später nen­nen, auf dem eine junge Frau zu sehen war, deren Blick in ein Wasser einsank, das Schemen beherbergte, nicht von dieser Welt. Die Frau jedoch, ohne die geringsten Anzeichen von Furcht oder auch nur Unruhe, schaute, als wäre sie dort, mitten unter diesen Schattenwesen, und nicht hier, wo der Blick des Fotografen sie festge­halten hatte.

Vielleicht habe sie erst an jenem Abend wirklich ver­standen, was den Dramatiker Chikamatsu Monzaemon vor dreieinhalb Jahrhunderten zu seiner Theorie des Puppenspiels bewegt habe, würde Etsuko etliche Zeit später ihrem altehrwürdigen Sensei in Tökyö sagen, als der ihre Arbeit über «Theorien des Puppenspiels in Asien und Europa» als Dissertation in Empfang nahm. Um die halbe Welt habe sie reisen müssen, um im zitternden Spiegel eines Berliner Ententeichs die hauchdünne Linie zu erfassen, die dem Spiel Raum gibt. Ein Tanz der Pup­pen zwischen Luft und Wasser, beiden Elementen zuge­hörig und keinem ganz, habe ihr zu verstehen gegeben, was sie im Lesesaal der Universität bloß gelernt hatte: «Was man Kunst nennt, liegt auf dem schmalen Grat zwischen Wirklichem und Erfundenem.»

Nachdem Kawashima Hideo seine andächtig entrückte Frau fotografiert hatte, schlenderte er durch die Menge mit dem Gefühl, noch nie zu einem richtigeren Zeit­punkt an einem richtigeren Ort gewesen zu sein. Für die Sonntagsausgabe der «Akahata» gelang ihm eine Foto­strecke, die zur Einladung der jungen Puppenspieler nach Tökyö führen würde. Mit ihm waren an die hun­dert Journalisten, die für ihre Blätter berichten wollten, Fotos machen wollten, die es auf die Titelseite schafften oder wenigstens als Aufmacher in die Rubrik «Aus aller Welt». Unter ihnen auch Michael Golzow. Er wiegte sich in dem Hochgefühl, als Einziger die ganze, die wahre Geschichte erzählen zu können. Von Anfang an, bis zu diesem furiosen Finale. Vom Schulhof über die Affen­brücken zum Ententeich. Eine Kiezgeschichte. Nahezu ein Roman. Obwohl er ein Mann des Bildes und kein «Schreiberling» war, wie er oft, vielleicht ein bisschen zu oft, betont hatte, schickte er dem Redakteur seiner Zeitung eine SMS: «Ich schreib's selbst ...» Postwendend kam ein einziges Fragezeichen. Seine Antwort war ein Ausrufezeichen. Als erster Zeuge dieser Bewegung hatte er nicht nur etwas zu zeigen, er hatte auch etwas zu sagen. Punkt.

Es wurde noch lange gefeiert im Friedrichshain. Som­merabschied. Ein milder Tag ging zu Ende, nun wurde es kühl. Man hüllte sich in Decken, man legte die Reste aus den Picknickkörben zu gewagten Mahlzeiten zu­sammen. Man machte noch eine Runde durch den Park. Man versuchte, die Puppenspieler am Ärmel zu er­wischen, sie festzuhalten, um ihnen zu sagen, dass es ein unvergessliches Erlebnis gewesen war. Die Puppenspie­ler verstanden kein Wort, aber sie begriffen, was man ihnen hundertfach zu verstehen geben wollte. Es war wunderbar, einfach wunderbar - wirklich!

**Fragment C**

Der Wissenschaftler, der dort von dem improvisierten kleinen Steg vor der Enten-Insel sprach, war ein aner­kannter Experte seines Fachs. Er hatte zwei Bücher ge­schrieben, die an Umfang und Bedeutung beinahe ein Lebenswerk ausmachten. Und war doch weit mehr ein Fragender als ein Dozent. Das war hier am Teich nicht anders als im Seminarraum. Zur Südostasienkunde hatten ihn keinerlei pragmatische Überlegungen getrieben -etwa dass ein schnell wachsender Außenhandel seine Dolmetscher brauche, wie seine Eltern damals diese bizarre Studienfachwahl vor Nachbarn und Verwandten rechtfertigten -, sondern ganz allein seine früh erwachte Leidenschaft für die ungezierte Anmut, die prächtige Rätselhaftigkeit der Kunst östlich von Indien, südlich von China. Er stand in seinem 47. Jahr und konnte über Kindesliebe, Sehnsucht, Leidenschaft und Verzicht wie ein Mann reden, der von diesen Dingen nicht nur aus Büchern wusste. Zwölf Minuten reichten ihm für das, was er sagen wollte. Dann überließ er den Puppenspie­lern die Bühne oder besser: den Puppen das Wasser.

**Fragment D**

Nun also stieg PD Dr. phil. Johannes Sikora auf das aus Bambus errichtete Rednerpodest und führte — so freudig und behutsam, wie man ein Geschenk auswi­ckelt, ein unverhofftes, eines, von dem man eigentlich nicht weiß, auf welchen Wegen es einem zugekommen ist - das Publikum in die Kunst des Wassertheaters ein, in die Sagen und Mythen des alten Vietnam.

«Was mag es gewesen sein», fragte er, «was zu einer Zeit, in die wir uns nicht mehr zurückdenken können, die Menschen in Vietnam dazu gebracht hat, ihre Pup­pen nicht mehr auf Bambusdrachen in den Himmel stei­gen zu lassen, sondern sie dem Wasser anzuvertrauen? War es das Vertrauen darauf, dass dieses Wasser, das ihre Erde fruchtbar machte, den Reis wachsen ließ, auch ihrem Spiel wohl bekäme? War es die Absicht, dieses Wasser, an dem es in der Dürre mangelte, das in der Flut die Felder verheerte, ins rechte Maß zu bringen, indem man ihm mit Schönheit und Witz huldigte? Oder war es der Wunsch, mit dem Wasser, das den Alltag bestimmt, auch die Feste zu feiern?» Fragen, die keine Antwort nach sich zogen, aber die Gedanken der Zuschauer aufs richtige Gleis setzten. Nun konnte Johannes Sikora sie auf die Szenen einstimmen, die sie gleich sehen würden: den Fisch, der sich in einen Drachen verwandelt, Gia Cät, der den Wind einholt, einen Wasserbüffel kämpf, Mönche und Nonnen beim Gebet, einen Tanz der Feen. Und Kieu, die schöne junge Heldin, wie sie ihren Liebs­ten an der Mauer trifft, die ihr Haus von dem seinen trennt, und wie sie einander dort versprechen: *Zwei Locken ihres Haares legten sie/zusammen, teilten sie/ mit einem goldnen Messer. Im /Zenit stand hoch/der Mond ...*

Es sei noch nicht so lange her, sagte er, da habe in den Städten und auf dem Land ein jeder wenigstens ein paar Verse aus dieser Dichtung gekannt und weitergegeben in jenem einfachen Wechsel von sechs und acht Silben, der aus Worten ein Lied macht. Ein Lied, das nicht nur die Münder, sondern auch die Seelen aufschließen konnte: Für das Schicksal der Kieu, die ihrem Liebsten entsagt, die sich verkauft, um die Familie zu retten, sich auslie­fert, die leidet, hofft, vertraut, vergibt, verwindet, in Aufruhr gerät und Ruhe findet. - Und nicht auch für all das, was in einem selbst verborgen liegt und dadurch angerührt wird?

**Fragment E**

Die Puppenspieler zeigten sich nicht. Sie blieben im Zelt verborgen und ließen an Stangen und Rudern Fische zu Drachen werden, Wasserbüffel miteinander kämpfen, Mönche und Nonnen sich zur Andacht begeben. Dies war soeben angekündigt worden und doch war es eine Sensation. Bevor die Feen sich zum Tanz aufreihten, öff­nete sich der Vorhang für eine alte Holzpuppe, von der nur eine Handvoll Menschen wussten, dass sie ausge­fertigt in einer Zeit, als man Vietnam noch Indochina nannte, schon seit einem Vierteljahrhundert Prenzlbergerin war, im Verborgenen.

Sie glitt übers Wasser, träumte, spielte, liebte und litt; verwandelte sich aus Holz in Fleisch und Blut, in einen Wassergeist, in eine Gestalt, die von all diesem etwas war und nichts davon ganz. Auch die Stimme, die ihre Geschichte erzählte, war ein bisschen unwirklich. Jung und alt zugleich. Sie sprach Vietnamesisch mit einem leisen deutschen Ton darin und Deutsch mit feinem viet­namesischen Klang. Auch ließ sich nicht sagen, wann und wo diese Stimme in andere Klänge überging - in das Summen eines Saitenspiels, in einen hohen Ton, der auf Holz tanzte, schwirrend und eindringlich. Diese Musik konnte gut aus den Tiefen des Teichs kommen, in Halbtonschritten, oder zwischen den Baumwipfeln her­vorwehen oder aus den Poren der Puppenkörper drin­gen. Schloss man die Augen, war sie überall, nicht nur im Wasser und in den Bäumen und in den Puppen, son­dern auch in Kopf und Bauch und in der eigenen Kehle. Die Klänge hatten die Feen herbeigelockt, die jetzt an Thüys Seite schwammen. Zwischen ihren Armen, auf halber Höhe ausgebreitet, spannte sich ein silbriges Gewand. Es musste aus Wassertropfen gewebt sein. Die Feen drehten sich zu den Klängen einer Flöte, ihre Arme verwandelten sich in Schmetterlingsflügel, sie tauschten ihre Plätze, wieder und wieder, Wunderkerzen sprühten Funken in ihrer rechten Hand. Wie konnte das überhaupt sein? Die Zuschauer raunten, aber sie wagten nicht zu klatschen. Geisterwesen applaudiert man nicht, während sie zaubern.

**C) Nach dem Lesen**

**Recherchiere** im Internet, was du alles finden kannst über Karin Kalisa und ihren Roman „Sungs Laden“. **Checke** auch Leserurteile auf *Amazon*.

**Mache** daraus zusammen mit einigen deiner Mitschüler eine Collage. **Hängt** euer Endprodukt in der Klasse auf.

1. Benutzt für die Übersicht wurde u.a. <http://blog.zeit.de/schueler/literatur>. [↑](#footnote-ref-1)